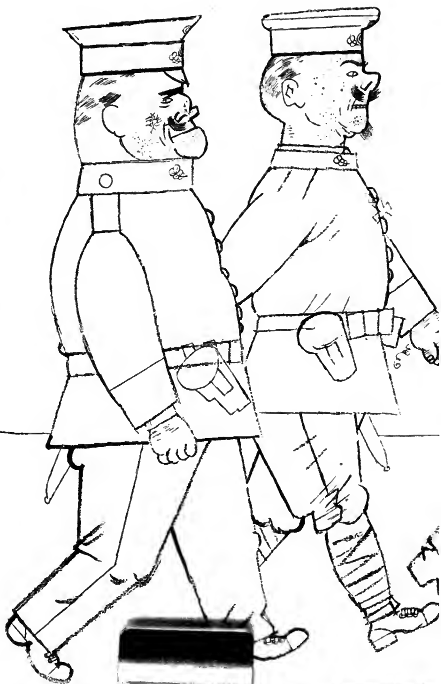
TRAGIGROTESKEN DER NACHT



TRÄUME VON

WIELAND HERZFELDE

DER MALIK-VERLAG / BERLIN





WIELAND HERZFELDE:

TRAGIGROTESKEN DER NACHT

Im gleichen Verlag erschien

Von Wieland Herzfelde:

„SULAMITH“
Gedichte, 200 numerierte und signierte Liebhaberdrucke der Cranachpresse zu Weimar 1917

„NEUE JUGEND“
Zeitschrift 1916/1917
Illustriert von George Groß

„SCHUTZHAFT“
Erlebnisse bei den Berliner Ordnungstruppen 1919

„DIE PLEITE“
Politisch-satirische Zeitschrift 1919/1920
Illustriert von George Groß

„DER GEGNER“
(gemeinsam mit Julian Gumperz)
Politische Zeitschrift 1920

Von George Groß:

„I. GEORGE GROSS-MAPPE“
9 Original-Lithographien 1917

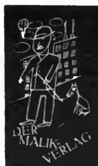
„KLEINE GROSS-MAPPE“
20 Original-Lithographien 1917

„GOTT MIT UNS“
9 Politische Lithographien 1920

W I E L A N D H E R Z F E L D E

TRAGIGROTESKEN DER NACHT

T R Ä U M E



1 9 2 0

DER MALIK-VERLAG / BERLIN

Einbandentwurf und Zeichnungen von

GEORGE GROSS

Die Träume
„Tragigrotesken der Nacht“ sind nieder-
geschrieben in der Zeit von Sommer 1913 bis August 1919.
Sie erscheinen als 1. Auflage Mai 1920 im Malik-Verlag, Berlin-Halensee.
30 Exemplare wurden auf echt Bütten abgezogen,
numeriert und von den Autoren
signiert.

glad
gift
8/23/00

INHALT

TOM HEARTFIELD
gewidmet mit dem Wunsche
er möge ein aufrechter
Kommunist werden

DIE LÖWENGRUBE

(Geträumt, als ich ca. 9 Jahre alt war)

Auf einer Latte, die ich als Floß benutzte, bin ich auf den Grundwassertümpeln der Tiefbauten für den neuen Salzburger Rangierbahnhof herumgefahren. Nun gehe ich barfuß nach Hause. Da stoße ich, wie ich mich dem Bahnhof nähere, auf unabsehbare Menschenmassen. Neugierig erkundige ich mich nach der Ursache. Ja, es kann niemand mehr im Salzburger Bahnhofe aus- und eingehen (für mich war dieser Bahnhof im Traume der Knotenpunkt des Weltverkehrs), denn unmittelbar vor dem Bahnhofe befindet sich eine Löwengrube, deren Ausgänge derart angelegt sind, daß jeder, der passieren will, durch die Grube hindurch muß. Das bedeute aber, sich dem Rachen der darin lauernden Löwen ausliefern. Ich halte mich für berufen, in die Grube zu gehen, um die Raubtiere zu überwinden.

Aber ich finde gar keine richtigen Löwen vor, sondern bloß ganz kleine, hübsche, mit denen ich sogleich wie mit Katzen spiele — nur daß ich sie als mir ebenbürtig empfinde und darum nicht mißhandle. Ich denke schon lange nicht mehr an die Leute draußen. Aber schließlich will ich doch heim und steige langsam einen Ausgang hinauf, der schräg wie der Schacht des Halleiner Salzbergwerks ins Freie führt.

Auf halber Höhe dieses Schachtes ruft es mir plötzlich nach: „Wieland, bleib hier, bleib bei mir, geh nicht zurück zu den bösen Menschen!" Ich sehe mich um.

Da stehen wahrhaft riesige Löwen unten, mit roten, funkelnd gegen mich gerichteten Augen, und mitten zwischen ihnen meine Mutter: ihre starren Blicke beschwören mich, bei ihr in der Höhle zu bleiben. Aber in mir steigt zugleich die Lust nach Konditorsachen auf, nach Mohrenköpfen und Sahnenbonbons. Auch dämmert es schon, und ich weiß, abends wird bei uns Tombola gespielt. Die Glasplättchen erscheinen mir in diesem Augenblick wie aus Zucker. Als erriete sie mein Empfinden, ruft meine Mutter: „Mein schwarzer Wieland, geh nicht zu den Menschen. Oh, — sie locken dich jetzt mit Bonbons. Sie sind böse, sie kreuzigen dich. Oh, sie kreuzigen dich, sie werden dich kreuzigen, mein Kind! mein Kind!!" Sie will mir nachstürzen.

Doch nun sind die Löwen furchtbare Männer, sie

reißen sie zurück. Das gelle Schreien wird langsam zu einem Winseln, immer matter, trostloser, und um mich wird es ganz dunkel.

Wach in meinem Bettchen, höre ich den Wind kläglich in den Fensterläden pfeifen.



D I E   C H O L E R A

(1913)

Wir steigen in das Boot, das nach Amerika fährt. Es ist schwarz und schmutzig. Das Wasser bauscht sich wie mattgraue Seide. Der Kapitän schreit mich an: ich solle nicht so spritzen; zu was ich eigentlich mein Hemd anhabe? Zur Strafe läßt er mich über Bord werfen. Da sitze ich mit vielen anderen auf einem notdürftig gezimmerten Floß, dessen Form nicht rechteckig, sondern kreisförmig ist. Wir ziehen verzweifelt an einer armdicken, rostrauhen Kette. Unsere Hände sind behaart, vor Anstrengung scheinen unsre Gesichter zu grinsen. Zu Tode erschöpft gelangen wir endlich ans Ufer.

Jetzt bin ich in irgendeiner niedrigen, überheizten Wirtsstube. Meine Verwandten sind da, John nicht, aber Tante Lene. Es scheint mir das Wirtshaus von Goßmann in Bierstadt zu sein. Fremde Gäste sind keine dort. Ich habe starkes Erbrechen, fühle mich aber dabei wohl, bin auf und gut angezogen. Erschreckt läßt man den Arzt holen. Der schaut mich kurz an, dann sagt er: „Sie haben die Cholera.“ Da scheint mir, daß ich diesen Arzt schon einmal wo getroffen haben muß. Ich gehe hinaus, um Welkenbachs Mädchen, die ein paar Häuser nebenan wohnen, zu sagen, daß ich Cholera habe und eventuell sterbe.

Wie ich draußen an den geschlossenen Fensterläden vorbeigehe, höre ich gerade, wie der Arzt in höchst geschäftsmäßigem Tonfall sagt: „Wissen Sie, Gott, er könnte vielleicht mit dem Leben davonkommen, ich glaub's ja nicht, Cholera tj, tj, und wenn schon, verdummen würde er ja dann auf jeden Fall, und ich glaube, das ist dem jungen Mann unangenehm; das Beste wird sein, wir machen ihn tot; übrigens kommt mir das Herz gerade gelegen, um es zu zerschneiden".

Da fällt mir ein, daß der Arzt mein Kapitän ist, der mich über Bord geworfen hat. Ganz dieselbe einseitig hochgezogene Oberlippe und die glotzenden Sackaugen. Der Frack hat ja auch so teerig gerochen.

Ich sage zu ihm: „Hören Sie, ich möchte doch noch erst Welkenbachs Mädchen sagen, daß ich die Cholera habe, es ist nur ein Sprung; eigentlich kann ich noch ganz gut gehen. Könnten Sie mich nicht tot machen, wenn ich gestorben bin; wenn Sie sich beeilen, wird sich mein Herz auch dann noch ganz gut schneiden lassen."

„So???" — sagte der Klassenlehrer — „dann werde ich eben Sie einschreiben, Sie könnten wissen, was sich gehört!" Dabei zieht er die Oberlippe rechts hoch. Ich freue mich, daß ich nicht zerschnitten werde, er schlägt befriedigt, würdevoll das Klassenbuch zu.

Ich bin wach.

L E I C H T A T H L E T I K

(1913)

Sommer. Auf dem Turnplatz unserer Schule. Dort sitzt im hügeligen Gras eine Mutter mit einer erwachsenen Tochter. Es ist noch ein kleineres Kind dabei, von dem weiß ich nur, daß es den zwei Frauen ähnlich sah. Sein weißer Anzug ist ein kleiner Freudenschein zwischen dem müden Schwarz der Mutter und der Tochter. Der Mutter Röcke reichen nicht bis an die Knöchel. Gelenk und Waden leuchten wie Milchglas unter den schwarzen Florstrümpfen. Sie ist kaum älter als die Tochter, und fast schöner, doch ist es eine Schönheit, welcher Kühle entströmt, neben der die Wangen des Mädchens flammen wie Blumen um eine Marmorurne.

Plötzlich bin ich allein mit der Tochter. Sie steht mir gegenüber. Ganz in Schwarz gekleidet, doch ich weiß genau, daß dies Schwarz nicht Trauer bedeutet, daß es eigentlich dunkelstes Rot ist. Ihre Augen sind braun. Sie blitzen mich an „wie Damaszenerklingen" (so träumte ich wörtlich) „scharf und schillernd".

Ich küsse sie.

Jetzt habe ich ihr den Kopf abgeschnitten; sehe aber weder einen Körper noch die Schnittfläche des Halses. Ich halte den Kopf in beiden Händen. Die

schwarzen Haare liegen sorgsam an den Schläfen. Die Augen sind geschlossen. Dieser Kopf ist nicht tot. Er schläft und lächelt beinahe. Während ich in sein schönes Gesicht blicke, bin ich auf einmal unter allen meinen Kameraden, welche Leichtathletik treiben. Darum stelle ich meinen Frauenkopf behutsam auf die Erde, nehme eine Eisenkugel und übe in einiger Entfernung Kugelstoß, den Kopf als Ziel. Ich treffe ihn nie, und könnte das auch nicht ertragen, es ist, als müsse ich gegen meinen Willen so grausam spielen, nur um meiner Schülerpflicht willen: Kugelstoß zu üben.

Jedesmal, wenn ich die in der Nähe des Kopfes liegende Kugel wieder hole, küsse ich ihn, rasch, als sei es verboten. Es ist mir dann, als küßte ich eine Schlafende, die ich liebe, die meinen Kuß fühlen, aber nicht davon erwachen soll. Nicht im geringsten wundert mich oder beunruhigt mich, daß ich den Kopf von seinem Leib getrennt habe. Ich denke kaum daran.

Nachher versuche ich, mit dem Kopf selbst Kugelstoß zu üben. Doch gleich beim ersten Mal bleiben meine Finger in den Haaren hängen. Meine Kameraden sehen das alles. Sie entsetzen sich aber keineswegs darüber, sondern bleiben ebenso verständnis- und teilnahmelos, wie sie es in Wirklichkeit sind, wenn ich auf dem Turnplatz über Politik oder Kunst, Religion oder sonst eine Gesinnungsfrage spreche.

Mittlerweile kommt Dr. Himpel, unser Turnlehrer,



heran, und im selben Augenblick habe ich — kein schlechtes Gewissen — sondern nur das gleiche demütigende Gefühl, kontrolliert zu sein, wie so oft in Wirklichkeit, wenn er bei meinen obenerwähnten Gesprächen

dazukommt. Ich packe meinen Kopf deshalb rasch in Zeitungspapier und will ihn über den Lattenzaun auf die Gurkenbeete der nebenanliegenden Gärtnerei werfen. Doch rutscht er dabei aus dem Papier und fällt dem Dr. Himpel auf die Füße, gar nicht heftig. Jetzt habe ich das Gefühl eines Mörders, jetzt flackert Liebe zu diesem Kopf rücksichtslos in mir-auf. Ich küsse ihn — ungeachtet des Dr. Himpel und meiner Kameraden.



DER MORD BEI KLARENTHAL

(1913)

Mein Schulfreund Willi und ich im Gefängnis. Wir haben zwischen Klarenthal und Wiesbaden einen Mann ermordet. Warum, wieso, wissen wir nicht mehr. Aber wir sollen es „mit einem Messer und mit Berechnung" getan haben. Wie uns die Polizei erwischt hat, ist uns auch entfallen.

Wir beide haben kein schlechtes Gewissen. Wir sind sogar außergewöhnlich gefaßt und heiter. Vor dem Todesurteil, das wir für unabwendbar halten, fürchten wir uns vorläufig gar nicht. Ich habe das Gefühl: es ist überhaupt nicht möglich, mich tot zu machen, dennoch drücke ich den Wunsch aus, mit Gas vergiftet zu werden.

Aber das Urteil lautet auf Hängen.

Wir klagen nicht. Doch wie mir die Schlinge um den Hals gelegt wird, tut etwas in der Kehle innen furchtbar weh, es drängt mich, meinen Freund noch einmal umarmen zu können und ein Lied aus meiner Kinderzeit zu singen, so voller Wehmut. Da zieht sich die Schlinge schon ganz fest um meinen Hals, schon fühle ich die Hoffnung, lebendig zu bleiben, schwinden. Ach, mein Kopf ist bereits mit einem Rasiermesser glatt abgeschnitten, und es bedarf nur eines einzigen

schwachen Druckes, um ihn herabzustoßen. Diese letzte Qual, gegen die sich in meiner Brust etwas übermenschlich wehrt, ohne daß ich mich physisch irgendwie widersetze, jetzt muß ich — —

In diesem Augenblick rief meine Wirtin: „Es ist viertel über sieben, aufstehen!“ Als ich Antwort geben wollte, merkte ich, daß mein Hals so ausgetrocknet war, daß ich kaum einen Ton sprechen konnte.

Vierzehn Tage später träumte ich weiter:

Ich fahre auf meinem Rad durch eine sonnige Straße mit grünen Vorgärten. In weißem Turntrikot, ohne Hut, fühle ich mich ungemein wohl und lebensfroh wie ich durch die warme Sommernachmittagsluft dahinsause, hinaus nach dem Strandbad. Urplötzlich fällt mir ein, daß heute ja der Tag ist, an dem ich und Willi wegen unseres Mordes hingerichtet werden sollen: gehängt.

Nein ! ! !

Ich möchte ganz laut schreien, fauchen, mir ist, als ob irgendein unverständlicher Lärm mich am frühesten Morgen mitten aus weichem Schlaf gerissen habe. Und kein Ausweg! Ich bin zwar frei, doch fällt es mir gar nicht ein, daß ich fliehen kann, wohin ich will, o ich mache mir sogar Gedanken darüber, daß ich nicht zu Hause bin, wenn sie kommen, um mich umzubringen, wie mir das so oft mit dem Geldbriefträger passiert. Ach, denke ich, sie werden schon warten.

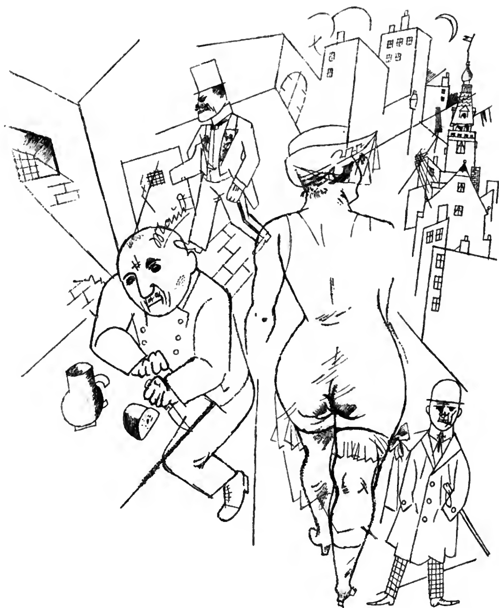
Rettung suchende Gedanken sprengen fast meinen Kopf. Ob sie es vielleicht vergessen haben auf dem Gericht? Unmöglich! So was kommt bei unsern Behörden nicht vor.

„Du mußt halt Revision einlegen!"

O, dann noch ein paar Wochen leben zu können! Bin ich in mich selber verliebt? Ich tue mir furchtbar leid. Möchte mich trösten, um so mehr, als ich trotz martervollen Nachdenkens mich meiner Schuld nicht mehr erinnern kann. Weiß wohl: Ich habe einen Mann gemordet, „mit einem Messer und mit Berechnung" — aber warum tat ich das bloß? Es ist mir wirklich unbegreiflich, wieso ich nicht das unschuldigste Geschöpf unter der Sonne sein sollte.

Hah! eine kleine Hoffnung: Ich sage dem Schutzmann (das ist der Richter) ganz einfach, daß ich nicht mehr weiß, wieso ich zu dieser Tat überhaupt gekommen bin, und daß sie doch bedenken sollten, wie jung ich bin, und daß ich wirklich kein schlechtes Gewissen habe, und daß sich doch noch so vieles erfüllen müsse, wonach ich mich schon seit langen Jahren sehne: bei Frauen zu schlafen, Reisen zu machen, zu entdecken, zu erfinden! Sie sollten mich, bitte, doch laufen lassen. Ich könne es nicht über mich bringen zu sterben. Nein! Nein!

Und dabei droht ein stummes Winseln in mir den Glauben an weiteres Leben zu ersticken.



Aber ich raffe mich auf. Kehre um und gehe ins Gericht. Das Gericht ist da, wo sonst die Hauptpost ist, und wo ich hineingehe, hole ich mir gewöhnlich das Geld ab, das mein Vormund schickt.

Ich habe mich verlaufen, bin ins Gefängnis geraten. Dort stehen vor hohen, schwarzen, parallelen Eisengerüsten nebeneinander (wie Chemiker im Laboratorium etwa) die Sträflinge und kneten, jeder in seiner Schüssel, weißen Gips. Der Gips klebt an ihren Händen und scheint mir in rätselhaftem Zusammenhang mit einem allmählichen, unabwendbaren Wahnsinnigwerden der Gefangenen zu stehen. Diese Leute machen einen kreuzfidelen, ausgelassenen, etwas abstoßenden Eindruck. Wie sie mich ein treten sehen, sind sie sogleich außer Rand und Band und kommen herbeigelaufen in Kitteln, weiß wie die Müller, und halten in den Fingern schneeweiße, große, schmierige Gipskugeln.

Ein wüster Lärm läßt mich kaum zu Worte kommen. Sie meinen nämlich, einen neuen Gefährten bekommen zu haben, und behandeln mich demgemäß sogleich überlegen, aber immerhin kameradschaftlich. Als sie mich endlich doch angehört und erfahren haben, daß ich mich geirrt habe, daß ich aufgehängt werden soll, sind sie zwar etwas enttäuscht und kühl, zeigen mir aber ganz höflich den Weg zum Zimmer 5a. Dort könne ich mich verteidigen und Revision einlegen.

Vor dem Zimmer 5a steht der Schäfer, ein Mitschüler von mir, mit einem jungen Mädchen. Beide horchen an der Türe und schauen abwechselnd durchs Schlüsselloch. Ich schaue auch hindurch, ohne irgendetwas zu sehen oder zu verstehen von dem, was inwendig vorgeht. Schäfer fragt mich, warum ich hier sei. Ich erzähle ihm, daß ich einen ermordet habe „mit einem Messer und mit Berechnung“, wie die da drinnen sagen, daher zum Tode verurteilt sei und mich nun herauszureden versuchen wolle.

Hm, — das sei allerdings sehr unangenehm. Er werde es morgen in der Schule ausrichten, wenn ich fehle.

Da öffnet sich die Türe. Eine große Angst befällt mich: Jetzt bin ich der Polizeigewalt ausgeliefert! Jetzt können sie machen mit mir, was sie wollen!

Aber durch die Türe schob sich der Kopf meiner Wirtin: „Aufstehen, es ist viertel über acht!“

DAS BEGRÄBNIS ALFRED LICHTENSTEINS

(Frühjahr 1914)

Ich bin in einer Literatengesellschaft, wo ich mich ziemlich langweile, da man mich, den Primaner, als halbwertig betrachtet. Die Gespräche interessieren mich nicht recht; ich komme mir ziemlich verlassen vor.

Plötzlich ist da auch ein Klassenkamerad namens Leinbach, der fängt sofort mit mir zu streiten an und lacht mich aus, weil ich klage über den Tod des Dichters Alfred Lichtenstein, der doch noch so jung war, und so begabt. Leinbach behauptet, die Gedichte dieses Kerls seien an den Haaren herbeigezogener Stumpfsinn.

„Alles übertrieben! Von Natürlichkeit nicht die Spur. Immer bringt er das Gegenteil von dem, was man erwartet. Damit denkt er wohl verblüffend modern zu wirken."

Da aber bringe ich Leinbach in Verlegenheit, gebrauche das Bild: Ein junges, schönes Mädchen trete jemandem, z. B. einem ihrer Liebhaber, auf die Hühneraugen, dann wäre es nach Leinbachs Meinung das „Natürliche", daß der Mann davon „schmerzhaft berührt" werde und höchstens mit Aufwand aller Willenskraft den Ausdruck seiner Schmerzen

unterdrücke. Für Lichtenstein ist das nicht natürlich, er macht einen Unterschied zwischen dem Schuh eines schönen Mädchens und einem Kommißstiefel; und kann daher unter Umständen schreiben: „Die Wonne eines Fußtritts". Daß ein Fußtritt auch weh tut, ist eine bekannte Tatsache, die niemanden interessiert. — „Tatsachen zu vermitteln ist doch die Pflicht des Künstlers," keift mich Leinbach an. — „Pflicht des Künstlers, Pflicht des Künstlers — laß dich nicht auslachen; Lichtenstein schreibt, was ihm wesentlich erscheint, nicht, was üblich erscheint. Er ist ehrlicher, als du dir auszudenken imstande bist."

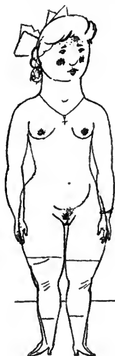
Dann sind wir an einem flachen Ufer des Rheines. Auf feuchten Wiesen wächst niedriges Weidengebüsch. Dort begraben wir Alfred Lichtenstein. Wenig Leute: Else Lasker-Schüler, Pfempfert, mein Bruder, ich und einige, die ich nicht kenne. Niemand traurig. Nur unterhalten wir uns nicht, lachen auch nicht. Es ist vollkommen still, doch keineswegs melancholisch. Über trägem, lilafarbenem Strom liegt dünner Dunst, gespannt, als müsse er jeden Augenblick zerreißen. Es ist nicht schwül, doch überall duftet es nach Frühling; ganz harmlos und wie im Halbschlaf.

Wir vergraben den Sarg unter einer Weide, ohne Zeromonien und Umstände, ohne Rede, ohne Kreuz oder Grabmal. Nachher ist nur wieder die Weide da; stumm; sorglos, silbriggrün.

Wir gehen heim. Ich fühle mich erquickt wie nach einem Morgenspaziergang mit nüchternem Magen. Aber alle haben wir das Sprechen verlernt, können uns den Klang einer menschlichen Stimme nicht mehr vorstellen. Hier im Freien lauschen wir auf das Zirpen der Insekten, das Gehopse kleiner Steinchen, auf das stumme Rauschen wie in einer Muschel, das vom Wachsen der Pflanzen herrühren mag, und auf das unfaßbare Klingen in der Ferne, im Blau des Morgens. Mich bedrückt der Gedanke an das in der Stadt zu erwartende brutale Gedonner menschlicher Stimmen.

Auf einmal bin ich zu Hause in meinem Zimmer. Auf der Kante meines Tisches (der eigentümlicherweise ganz leer geräumt ist) sitzt ein junges, fremdes Mädchen. Mit dem Gesicht gegen das Fenster gewandt, als ob es mich nicht wahrnehme. Ich trete in die Richtung seiner Blicke. Obwohl es sitzt, ist der Körper völlig aufrecht und ausgestreckt. Angezogen ist es nur mit einem Hemd: etwas knittrig, wie neue, ungewaschene Wäsche, faltenlos, sehr dünn, halb durchsichtig, als sei es aus Pergamentpapier. Die Frau schämt oder bedeckt sich vor mir gar nicht. Sie hält offenbar ihre Kleidung für hinlänglich und fängt über ernsthafte, ganz fernliegende Dinge zu reden an, die mich natürlich wenig interessieren. Ich betrachte ständig ihren bekleideten und doch so unsäglich nackten Körper. Er ist brünett (aber gar nicht heiß oder glänzend), schlank, matt, als

ob er ein wenig gepudert sei, ruhig und ohne herausfordernde Haltung. Im Gegensatz zu Frauenkörpern, die ich in andern Träumen sah, scheint er streng, fast eckig begrenzt. Die Brüste sind keine Dinge für sich, sondern klein, fast wie Ornamente, auffällig symetrisch. Die Schamhaare tief schwarz, scharf begrenzt wie ein gleichseitiges Dreieck. Jede Linie und Fläche klar, deutlich, schleierlos, als ob diesem Leib jede Schwärmerei fern sei. Und doch erscheint er nicht kalt oder unsinnlich; ich fühle deutlich, daß Verachtung ihn herb geformt hat, daß dieser Körper Kräfte in sich verschlossen hält, bereit zu einer plötzlichen, extatischen, zuckend-elementaren Entspannung.



Ob ihr Hemd zu durchsichtig sei, fragt mich die Frau unvermittelt. „Nein," antworte ich, „man sieht nur einige Linien und Umrisse," und weiß dabei ganz genau, daß es nicht wahr ist. Aber das Mädchen glaubt mir, und da ist es auf einmal vollständig nackt.

DIE NATIONALHYMNE

(Herbst 1914)

Licht. Licht und Farben. Menschen, lebhaft, vergnügt, in weißer Wäsche, neuen Anzügen, duftenden Seidengewändern; ein intimes Café, geräumig, prunkvoll; die Luft vibrierend vom Atem Genießender.

Ich sitze im grauen Militärmantel, den Kragen hochgeschlagen, die Haare wirr in der Stirn, auf der Estrade; in mich zurückgezogen wie in eine Muschel; fröstelnd, fast feindlich. Mit stoischem Interesse verfolge ich alles, was in den fröhlichen Räumen geschieht, sehe die Menschen sprechen, die Gläser zusammenstoßen, sehe Tanzende, Kommende, Gehende, verfolge die Bogenstriche des Geigers, des Cellisten. Doch bleibt alles mir völlig stumm.

Ich bin im Zweifel: ist hier Brüssel oder Berlin?

Da fällt mir ein unvermitteltes Aufstehen aller Anwesenden von ihren Sitzen auf, ein Stehenbleiben aller Tanzenden und Gehenden. Und nun tritt der Kellner auf mich zu, schnauzt mich lautlos an (denn ich höre ja nichts, verstehe ihn aber doch sofort), ich habe aufzustehen, solange die Kapelle die Nationalhymne spielt. Ich antworte mürrisch, bleibe sitzen. Da packt er mich an den Schultern, er wolle

ein klirrender Donnerschlag: der große Kronleuchter



aus geschliffenem Glase ist vom Plafond mitten aufs Parkett gestürzt.

Bis gegen Morgen sitze ich vereinsamt in diesem Prunkraum, den eine Granate verwüstet zu haben scheint: überall liegen zerschnittene menschliche Körper herum in reinlichen, kostbaren, hellrot mit Blut benetzten Kleidern. Die Schnittflächen sind glatt wie bei umgesägten Bäumen. Die Stoffe daran wie Rinde. An den Wänden haben die scharfen Splitter vergoldete Stuckverzierungen bröcklig geschlagen; die Vorhänge und seidenen Tapeten sind geschlitzt und hängen über Tische voll zerscherbten Gläsern und Flaschen.

Ich sehe prüfend an mir herunter, schaue nach den Handrücken, ob nirgends mich Glassplitter getroffen haben; daß ich als einziger noch lebe, wundert mich indessen nicht.

Durch die Fenster dämmert der Morgen. Ich breche auf.

Die Straßen sind menschenleer, herbstfeucht und neblig. Palastartige Wohnhäuser mit herabgelassenen Jalousien. Rasch gehend blicke ich ganz zufällig durch eine offene Torfahrt. Bleibe erstaunt stehen: Da drinnen auf dem Hofe herrscht Lärm: Magere, schäbig gekleidete, schmutzige Menschen balgen sich zwischen den überraschend rußigen Mauern des Hofes um etwas, das sie dann in Zeitungspapier gewickelt eilig davontragen. „Da wird vielleicht eine Menagerie geschlachtet und

die Leute kaufen sich billiges Fleisch“, denke ich zunächst. Bei genauerem Hinsehen entdecke ich aber, daß durch den Hof die Eisenbahn fährt (gerade wie die Stadtbahn kurz vorm Savigny-Platz in Charlottenburg). Langsam, als könne er nicht mehr recht, fährt ein Zug, der nicht enden will, über den Hof. Er kommt von der Front, überfüllt mit Kriegsgefangenen. Die hängen wie Fledermäuse an allen Stangen und Griffen, Netzen und Türen der Waggons, starr, zusammengekrampft, leblos. Ich begreife: auf der Fahrt erfroren. Und das hungrige Volk reißt sich diesen und jenen herunter, zerschlägt ihn mit Beilen unter Fluchen und Streiten und schleppt sich die besten Stücke der Beute nach Hause.



VERSTEIGERUNG

(1915)

Wieder Primaner, stehe ich mit den Schulkameraden unterm Vorbau der Turnhalle. Im Schulhof sind unzählige Gefangene angetreten. Sie werden versteigert an der Schüler Eltern und Angehörige, die als achtbare Leute Scheine besitzen, welche den Hindenburg-Nagelungsscheinen ähnlich sehen. Dicke Mütter in Seide und Töchter mit Kennermiene besehen sich ungeniert durch Lorgnetten die Gefangenen, bis sie einen passenden gefunden haben und ihn in Pflege mit nach Hause nehmen, wo er zu beliebigen Diensten herangezogen werden soll.

Ich kaufe mir unter den übrig gebliebenen Russen und Franzosen zwei französische Spioninnen, junge, schlanke Mädchen, mit denen ich sogleich hinter der Turnhalle unzüchtig tanze. Der Schuldiener kommt und bittet mich zum Direktor. Des Tanzes wegen, denke ich.

Aber der Direktor liegt in seinem Büro zu Bett mit langem Sterbehemde. Sehr sanftmütig, ja bescheiden ruft er mich nahe zu sich heran und sagt: „Herr Herzfelde, in letzter Stunde habe ich mich entschlossen, Ihre Forderung, die ich zeitlebens bekämpfte, zu erfüllen: Von heute ab können die Schüler zur Schule

kommen und gehen, wann sie wollen.“ Tränen der Rührung steigen mir in die Augen. Er aber läßt mich meinen warmen Dank nicht aussprechen. Es sei Pflicht, nichts als Pflicht. Ich muß ans Fenster treten

— und erblicke im Hofe, wo noch eben die Gefangenen standen, in sonnenglühendem Bunt eine tropische Tierwelt. Dicht gedrängt sitzen auf den dürren Bäumen und den ziegelroten Fensterbrettern der Schule Papageien, Paradiesvögel und Kolibris; schillernde Schlangen ringeln sich um die Brunnenfiguren und um die Säulen der Turnhalle. In der Turnhalle — wo jetzt auch ich bin — steigt eine Giraffe umher und schnuppert an den in die Decke eingelassenen Haken und Balken, einige Elefanten strecken die Rüssel zu den offenen Oberlichtfenstern hinaus, am Reck und an den Geräten hängt in leuchtenden Knäueln Urwaldgetier. Ich habe vor Seligkeit den Direktor längst vergessen, nehme mir zwei Papageien mit nach Hause, lege mich sogleich — noch im Anzug — aufs gemachte Bett und unterhalte mich mit ihnen französisch aufs angenehmste.

Später gehe ich spazieren und treffe einen Freund, der zwei Russen an der Leine führt. Er äußert sich zufrieden über sie.

D E R   D E S E R T E U R

(Herbst 1915)

In Salzburg auf Besuch. An einem regnerischen Nachmittag mache ich mich auf den Weg nach dem Geisberge. Unterwegs ein Hindernis: rechts Schilf und Sumpf, links eine alte Scheune, dazwischen ein Rasenpfad, so schmal, daß mir die Passage ausgeschlossen erscheint. Wie ich mich aber an die Scheune lehne, dreht sie sich, eine Eckkante als Achse, wie in einer Türangel zur Seite, und nun ist Platz genug, ich kann ungefährdet den Pfad überschreiten.

Vor mir geht ein österreichischer Offizier; ich hole ihn ein, er spricht mich an: Wohin ich gehe? Er habe eine Verabredung; ob ich ihm nicht einen Gefallen tun wolle und an die Sennleute oben Heiligenbilder verteilen, zu denen sie um baldigen, siegreichen Frieden beten sollen?

„O bitte schön. Aber glauben Sie nicht, die Sennleute werden mich auslachen?"

Ich könne ja seine Uniform anziehen, dann respektiere man mich und meine Aufforderung sicher. In Offizierskleidung, die Bilder unterm Arm, gehe ich weiter. — —

Wieder unten angelangt, fällt mir ein, daß wir gar keine Vereinbarung getroffen haben, die Kleider wieder zu tauschen. Ich begreife: ein Deserteur.

Meine Angehörigen sind verwundert, stolz, man fragt aber nicht, wieso ich plötzlich Offizier bin, ebensowenig im Café des Westens, das auch in Salzburg liegt.

Auf der Straße sehe ich ein Mädchen, halb meine Schwester, halb Else F. Ich will sie umarmen, aber sie springt ins Wasser, ich ihr ohne weiteres nach. Sie in schwarzem Trikot, ich in Uniform, Käppi auf — so schwimmen wir. Ich immer dicht hinter ihr, ohne sie eigentlich zu verfolgen. Es vergehen Wochen. Nacht wird es nicht. Beide sind wir vergnügt. Unvorhergesehen, fast zufällig, habe ich sie auf einmal eingeholt. Mit meinen Armen ihre Hüften und Kniekehlen umschlungen haltend, trage ich sie triefend und kichernd ans Land, in Frankreich, Gegend Lille. Dann ist sie weg.

Auf der Chaussee treffe ich ein kleines, schwarzes französisches Mädchen. Frage, welches Datum sei und was der Krieg mache. Oh, es sei der 9. oder 11. November, sie wisse es nicht genau. Und heute sei der Friede unterzeichnet worden. „Wer Sieger?" Frankreich. „Wieso?" Das wisse sie nicht.

Später gehe ich in Lille ins Café. Gegenüber sehe ich eine Post mit deutschen Briefmarkenautomaten. Deutsche Post in Lille — Frankreich Sieger — sonderbar. Im Café, das diesmal in Lille liegt, treffe ich Koch, Beyer, Feitolewicz, alle glatt rasiert. Wiedersehen. Ja ja, der Friede sei heute unterzeichnet worden. Man rechne mit zweijähriger Dauer. Deutschland ist Sieger.

Man wisse gar nicht, wo Deutschland nicht herrsche.

In der „Aktion“ steht ein Artikel über Homosexualität. Becher und Beyer loben ihn sehr. Ich schimpfe: holpriges Deutsch, furchtbar viel Dezimalzahlen und Milligrammangaben.

Während des Lesens kommt mir eine sublime Idee. So stark, daß ich den Traum spüre und mir heftig vornehme, ein Essay darüber zu schreiben, sobald ich wach sei. Ich habe aber die Idee selbst vergessen, nur noch das Resultat meines psychologischen Systems weiß ich: in jedermanns Kopf sehe ich deutlich ein kleines weißes Fähnchen stecken, je nach Richtung und Neigungswinkel dieses Fähnchens ersehe ich die notwendigen Willenskurven des Trägers. Von dem etwas hoch gelegenen Café aus überschaue ich ganz Deutschland. Und welches Erstaunen: auf Grund meines Systems erkenne ich, daß die Fähnchen im Kopf der meisten Deutschen ein und dieselbe Richtung haben. Dadurch entsteht eine Art Zugluft. Fähnchen, die anders stekken, werden entweder gewaltsam in die allgemeine Richtung gedreht, oder sie werden umgerissen. Jetzt begreife ich diesen ganzen Krieg und fühle mich wie erlöst.



Es kommt jener Offizier in meinen Kleidern wieder und will seine Uniform zurück haben.

Nun sei ja Frieden, jetzt können die Deserteure aus der Schweiz zurückkehren. Aber mir gefällt die lange Rehlederhose meiner Uniform, und ich weigere mich, sie zurückzugeben.

Heini kommt: ob er Else F. gesehen habe? Ja, er habe sie ein wenig geküßt. Und der und der und der auch ein wenig. Ich glaube es nicht.

In einem Restaurant, erinnernd an Kurhaus Pieskow, esse ich zu Mittag. Es gibt nur Vor- und Nachspeisen. Beschwerde. Ja, mein Herr, Kriegszeiten. Verärgert wende ich mich an Lotte, meine Schwester, bitte sie, mit mir zu gehen, Äpfel stehlen.



T O R T E N T R A U M

(1915)

Ich bin eine Torte, eine mit Schlagsahne reichlich versehene Nußtorte auf einer schnurgeraden Landstraße. Um vorwärtszukommen, drehe ich mich, der ich ja keinerlei Beine habe, wie ein Kreisel.

Das ginge ganz gut und auch ziemlich schnell, wenn nicht die Landstraße in der Mitte höher wäre als zu beiden Seiten und ich nicht wegen der dadurch hervorgerufenen sanften Wölbung immer wieder nach links oder rechts zum Chausseegraben hinabgleiten müßte. Ich gebe mir äußerste Mühe, mich in der Mitte zu halten und geradeaus statt im Zickzack vorwärtszukreiseln; denn an den Rändern ist die Chaussee mit Weiden bewachsen, die jedesmal, sobald ich mich ihnen nähere, mit ihren dünnen Zweigen nach mir schlagen, als ob sie es auf meine Schlagsahne abgesehen hätten. Es gelingt ihnen auch, mir Wehrlosem die Schlagsahne in Fetzen von meinem Leibe zu peitschen. Wenn ich vom Prinzip des Kreiselns widerwillig in den Bereich ihrer Ruten getrieben werde, versuche ich zwar, sie irgendwie durch Güte zu überreden, mich mit ihnen auseinanderzusetzen, doch mir scheint, als erbosten gerade solche Versuche sie und als schlügen sie dann erst recht und noch wilder auf mich ein, so daß die

Schlagsahneflocken nur so in den Schmutz der Chaussee wirbeln.

Ich bin gänzlich zerschunden und entstellt. Auf einmal vernehme ich hinter mir Hundegekläff, und da ich (wie in allen Träumen) imstande bin, mich und meine Umgebung gleichzeitig von allen möglichen Richtungen her, vor allem aber aus der Vogelschau, zu sehen, erkenne ich unverzüglich eine Rotte schwarzer Dackel, die mir in beträchtlicher, allerdings zusehends geringer werdender Entfernung, nachsetzt. Mit der Verzweiflung des zu Tode Gehetzten kreisle ich schon fast sahnelose Torte so schnell, daß mir vom Zusehen schwindlig wird. Mein Herz klopft mir in allen Teilen des braunen lokkeren Leibes. Schon droht Ratlosigkeit und Schwäche meine Flucht zu lähmen. Die furchtbaren Hunde sind bereits ganz dicht hinter mir. Da nehme ich wahr — und sofort verdoppeln sich meine Kräfte —, daß die Dackel bei jedem Sahnenspritzer ihren wütenden Lauf unterbrechen, um die Sahne mit leidenschaftlicher Gier aufzulecken.

„Wie sie nach meinem Blute dürsten, diese wilden Tiere," denke ich und sporne meinen Willen aufs äußerste an.

Gerettet! Kurz vor einem Dorfe hörten die Weiden auf. Die Dackel hatten nun zwar nichts mehr zu lekken und waren mir, als ich die ersten Häuser erreichte, schon fast auf den Leib gerückt, so daß ich mein Schick-

sal, in den nächsten Augenblicken zerfetzt und gefressen zu werden, für besiegelt hielt — doch gerade noch kreisle ich ins Dorf hinein —

und da bin ich ohne weiteres ein Mensch. Die Dakkel kommen mir lächerlich vor und werden auch sogleich von der Dorfjugend mit Steinen und Gebrüll verjagt.

Man muß in diesem Dorf um meine Ankunft und wohl auch um die Einzelheiten meiner Flucht gewußt haben. Die überstandenen Qualen waren offenbar eine irgendwie mir auferlegte Prüfung, vielleicht ein Gottesurteil, denn man empfängt mich feierlich, voran der Bürgermeister, und erklärt mir, als müßte ich das schon wissen, ich sei zu einem der Könige des Dorfes erkoren. Ich freue mich sehr, obwohl mir die Leute alle ein wenig wie Schildbürger vorkommen und ich mir nicht ganz gewiß bin, wieweit diese ganze Zeremonie ernst zu nehmen ist.

Nun geleitet man mich nach einem Verkaufsstand, wie sie auf Rummelplätzen üblich sind: in aufrechten vierkantigen Holztonnen, die etwa in Brusthöhe nach vorne zu abgeschrägt ihren Inhalt dem Käufer sichtbar machen, erblicke ich gemahlenen Mais vom gröbsten dunkelgelben Gries bis zum feinsten, beinah weißen Puder. Desgleichen Rosinen aller Arten, große und kleine, schwarzblaue, rotbraune, bierfarbene. Ich soll wählen, aus welchem Mehl unter Zusatz welcher Rosinen mein

Denkmal zu backen sei. Sofort schlüssig wähle ich den groben Maisgries und große dunkelblaue Rosinen.

Nun sitze ich in einer riesigen Arena unter freiem Himmel in der Königsloge. Es gibt eine Anzahl Königslogen, und entsprechend viele Maismehldenkmale sind in der Manege errichtet. Ich kümmere mich um die anderen Logen nicht. Sie gehören ja zu anderen Dörfern. Und jedes der rosinenpunktierten Denkmale ist von den Einwohnern eines anderen Dorfes gestiftet. Ich weiß nur noch deutlich, wie meins aussah: ein übermannshoher Backofen aus roten Ziegeln in Form eines kubischen Sockels, wie ihn Reiterstandbilder aufweisen; auf diesem Sockel eine riesenhafte Sphinx mit mir zugewandtem Kopfe, modelliert aus den gewählten Mais- und Traubenprodukten. Unterm Jubel der Menge wird das Feuer im Backofen entzündet, und mit wachsendem Appetit beobachte ich, wie sich das gelbe Kuchendenkmal von unten herauf erst langsam rotbraun verfärbt, dann braun wird. Ein süßer Gebäckgeruch teilt sich mir und den überfüllten Tribünen mit — —

Es sei ein Irrtum, ich sei gar nicht der König. Binnen vierundzwanzig Stunden müsse ich das Weichbild des Dorfes verlassen haben. Ich sei verbannt und vogelfrei. Doch sei mir freies Geleit gewährt.

Am nächsten Morgen bei Dämmerung kommen mein Bruder John und einige Freunde mit mir bis vors Dorf. Auf der Erde liegt eine dünne schlierende Nebelschicht,

wir reden fast nicht. Ich bin dürftig gekleidet, meine Rockärmel sind zu kurz, ein ganz kleines Bündel mein Gepäck. Es durchdringt mich ein atemverlangsamendes Gefühl. Ich weiß nicht, was werden wird; es hält mich nichts, was gewesen ist. Meine Begleiter schmerzt der Abschied; ich bin erfüllt von einem Staunen ins Luftleere, von schläfriger Teilnahmslosigkeit.

Einige Stunden mag ich wohl schon in einer lichtlosen, aber doch nicht dunklen Landschaft gegangen sein, da kommt ein Bote mit einem Fahrrad mir nach, bis an den Kragen mit Kot bespritzt. „Ich möchte doch entschuldigen," keucht er, „ich sei natürlich doch der König. Eine unverständliche Verwechslung liege vor. Man erwarte mit aller Festlichkeit meine Rückkehr."

Was ich daraufhin tat und sagte, ist mir entfallen, aber ich habe mich bestimmt nicht gefreut.



AUF DER TOTENBAHRE

1. Januar 1915.

Ich hatte die See noch nie gesehen und ging allein an einem dienstfreien Sonntag von Thourout in Flandern (wo ich Sanitätsdienste tat) nach Ostende. 25 Kilometer. Dort hielt das eiskalte Wasser mich nicht davon ab, am Strande bis zu den Knien im Wasser herumzuwaten, um Seegetier, vor allem Seesterne zu suchen. Auf dem Rückweg geriet ich in einen Schneesturm. Völlig durchnäßt, die gesammelten Seesterne in dem zum Beutel zusammengebundenen Militärtaschentuch, kam ich um 8 Uhr abends nach Thourout zurück.

Man empfing mich mit der Nachricht, einer der Pfleger sei erkrankt, ich habe deshalb von 8—2 Uhr Nachtwache in der Ruhr- und Typhus-Abteilung. Rasch aß ich einige Bissen und eilte dorthin. Die Wache von 2—7 Uhr früh war schon „Zur Stelle“. Nach einigem Zögern erklärte sie sich damit einverstanden, daß wir mit den Touren tauschten, da ich von dem Marsch zu müde geworden war, um daran anschließend Dienst tun zu können. Natürlich mußte ich für alle Fälle anwesend bleiben, doch war es gestattet, daß eine der beiden Wachen, wenn auch völlig angezogen, schlief.

Sämtliche Betten waren belegt, daher streckte ich mich auf der Bahre aus, die zum Wegtragen Verstorbe-

ner diente. Dies war mir sehr angenehm, weil sie sich im Kesselraum befand, wo ich das Stöhnen der Kranken nicht hörte und nicht fror, obwohl ich in durchnäßten Kleidern dalag.

Der Kesselraum war recht primitiv: Ein großer, gußeiserner Ofen. Darauf ein Wasserboiler, der, den Plafond durchbrechend, bis in den ersten Stock hinaufreichte und das ganze Lazarett mit warmem Wasser versorgte. An den Wänden aufgeschichtet Holzscheite zur Feuerung; in einigen Lorbeerbaumkübeln Anthrazit. Am Fenster ein Wasserhahn zur Prüfung der Wasserwärme und zum Abfüllen warmen Wassers. Dem Ofen gegenüber die Wasserpumpe: ein einfacher Hebel, wie der einer handbedienten Weiche.

Ich legte mich auf die Bahre in der wohltuenden Gewißheit, die Wärme trockne bis zwei Uhr sicherlich meine Kleidung. Die Bahre war etwas zu schmal: ich mußte mich auf den Rücken in die Segeltuchmulde zwängen, die Arme ausgestreckt an die Hüften gepreßt. Beim Einschlafen trat das Gefühl einer grauenhaften Bedrückung in mein Bewußtsein. Ich träumte:

Ich bin ein Seestern und liege zu unterst in meinem Taschentuch. Meine fünf Arme sind an das feuchte Gewebe gepreßt, ich bin ganz matt. Das Tuch ist naß, auf mir liegen andere nasse Sterne — dennoch kenne ich nur ein quälendes Verlangen: Wasser!

Und ich bin eine Leiche, liege auf feuchter Wiese.

Sprießendes Frühjahr! Über mir im Blauen strahlt die Sonne warm auf mich herab. Mich schauert. Ich rieche meinen eigenen Verwesungsduft, deutlich. Ach, wie sich dieser Geruch mir zunehmend aufdrängt! Die Sonne wird bittergelb, zitronengrünlich, als grinse sie schadenfroh. Ich versuche schon gar nicht zu fliehen, mich in den Schatten zu retten. Ich weiß: Bin eine Leiche, es wird Sommer, und ich muß mich von der



Sonne langsam zerfressen lassen, ohne mich nur rühren zu können. Kann ja nicht einmal mehr das Gesicht verziehen.

— — Da huschte ein Schatten an mir vorbei, es wurde milchig vor mir, ich hörte ganz nah meinen Namen, ich spürte, daß meine Augen offen sind, daß ich geträumt habe. Undeutlich erkannte ich den Kesselraum wieder, sah mich darin liegen, konnte mir nur gar nicht erklären, wieso es so neblig vor mir war.

Mein Traum tauchte im Bewußtsein auf. O, dieser Leichengeruch... Natürlich: Die Totenbahre! Ich will aufspringen. Da:

Entsetzen erstarrt in mir, schließt meine halboffenen Lider, preßt den Atem in die Brust zurück: Gott!! — ich habe keine Arme mehr, ich habe an ihrer Stelle zwei Seesternfänge!! —

Unmöglich, das gibt es doch gar nicht. Ich bin doch wach! Ich werde mir meine Albernheit beweisen: mühsam bewege ich den einen Arm, um den andern anzufassen. O, wie schwer und schleppend er sich hebt, wie voll Wasser, ohne Knochen. Ich fühle es ganz deutlich: kalt und biegsam — Unsinn. — Endlich — ich berühre den anderen Arm: Eiskalt!!

Wie der Schlag des elektrischen Stuhles durchzuckt mich Gewißheit. Schreien: ich kann nicht. Was ist? Was ist? In meinem Halse ist der Ton erstorben, ist es ganz trocken, immer noch dieser Nebel vor meinen Augen. (Ich bin doch völlig wach?) Alle Vernunft sträubt sich. Doch weiß ich es bestimmt, wenn ich es auch nicht begreife. Mich lähmt der Ge-

danke an diese perfide Metamorphose. Wie soll ich denn weiterleben mit Seesternarmen?! — Soll ich denn nichts anderes mehr sehen als diesen beißenden Nebel? Ich schließe die Augen, will Trost im Schlafe finden, entfliehen meinem folternden Bewußtsein — —

Mit Gewalt hatte man mich hochgerissen, auf die Beine gestellt und mir ins Ohr gebrüllt: Um Gottes willen, pumpen, pumpen!! Der Kessel explodiert! Dann sauste der Schatten hinweg.

Durch die Tür sah ich noch: das ist ja ein Mensch! ein Soldat!

Und der Nebel?

Das ist Dampf!

Im Nu begriff ich: Ich soll pumpen, sonst explodiert der Kessel.

Noch fühlte ich mich vom Traum umstrickt, doch mit Seesternarmen umklammerte ich den Hebel und pumpe, pumpe im aufdämmernden Bewußtsein: es gilt mein Leben.

Pumpend wie ein Verzweifelter, fand ich langsam, mit vielen Pausen der Taubheit im Hirn, Erklärung des Vorgefallenen: der Ofen war überheizt worden, meine Oberarmschlagadern durch den Druck der Bahrenschäfte abgeschnürt, mein Hals vom Wasserdampf bis zum Magen hinunter ausgetrocknet. Hinter mir strahlt fast weißglühend der große Eisenofen, vom brodelnden Kessel springt beängstigend knisternd

der Lack ab, die seitlich aufgeschichteten Holzscheite glimmen und verbreiten brenzlichen Geruch.

Ich pumpe. Pumpe schneller als meine Angst. Niemand kommt.

Immer stärker beginnt der Lack zu knistern. Vielleicht werde ich im nächsten Augenblick verbrüht:

Pumpen!!

Da fällt mir plötzlich ein, den Wasserhahn zu öffnen—verbrenne die Finger, finde kaum mehr Atem und die paar Schritte zur Pumpe zurück, denn sofort ist der Hahn ein Dampfventil, minutenlang; dann erst, endlich! sprüht heißes Wasser, fließt.

Ich pumpe ununterbrochen weiter. Meine Arme sind nun wieder ganz lebendig, Schweiß bricht aus allen Poren meines Körpers, überstandene Halluzination, Hitze, Angst und Überanstrengung schmelzen allmählich zu unsagbarer Schwäche.

Da trat die Wache ein. Freute sich, daß ich noch lebe und der Ofen dnnkelrot zu werden beginnt. Ich möge ihn ablösen, er wolle noch etwas pumpen, dann schlafen. Er sei hundsmüde. Wie müde ich sei, fragte er nicht. —

DER GRIZZLYBÄR

(Mein erster Traum beim Militär. 1916).

In Zivil, den Covercoat an, stehe ich auf dem Bahnhof Charlottenburg. Der Bahnsteig ist überfüllt von Menschen. Wo er nicht mehr überdacht ist, am äußersten Ende, wartet eine Abteilung Soldaten, anscheinend Landstürmer älteren Jahrgangs, Urlauber oder Ersatz, der zur Front soll. Bärtige, gedrungene Gestalten, meist rotblond. Ihre Gewehre stehen in Pyramiden gerade noch unter der Bahnsteigbedachung. Es beginnt zu regnen. Die Soldaten, in Doppelreihen angetreten, werden naß. Einer unter ihnen will sich offenbar nicht anregnen lassen: Er tritt einfach aus der Reihe heraus. Sein Vorgesetzter gerät mit ihm in Streit, nach wenigen Augenblicken so heftig, daß er den Mann unter Zuhilfenahme zweier Bahnangestellten verhaften und abführen läßt. Doch wie man ihn nun auf uns zuführt, an den Gewehrpyramiden vorbei, ergreift er rasch eins, —

und im selben Augenblick schrumpft er etwas ein, die Uniform wird zu einem lehmgrauen, zottigen Fell, die Vorderarme verlängern sich, der Schädel reckt sich haßerfüllt zwischen ungeheuren Schulterblättern schräg nach vorne:

In wenigen Sekunden hat sich der Verhaftete in

ein Tier verwandelt, halb Orang-Utang, halb Grizzlybär. Er steht auf den Hinterpfoten. Wir Wartenden stauen uns nach rückwärts, gebannt vom wie wahnsinnig starrenden Blick des auf uns zuschreitenden Affenbären. Da: ein Schrei letzten Entsetzens bricht zugleich aus vielen verzerrten Gesichtern! Das zottige Tier zielt, die Brüstung der vom Bahnsteig herabführenden Treppe als Anschlag benutzend, mitten in die Menge hinein. Wir springen mit der Panik einer Herde auf den Schienenkörper hinunter, ich als letzter von dem nun menschenleeren Bahnsteig. Schrotschüsse sausen über unsere geduckten Rücken. Das Rennen hat aufgehört, alles verharrt jetzt in Deckung, erschöpft, fast reglos – da wird es unheimlich dunkel, ein Schatten gleitet: unter fauchendem Metallgetöse saust uns in den Rücken der erwartete Zug. –

Wach, schweißgebadet lag ich im Schlafsaal der Kaserne zu Beuthen O.-S. zwischen schnarchenden Soldaten. Atmen war Qual, so stank die Luft. Und wie es mir langsam bewußt wurde, daß dies die erste Nacht beim Militär ist, daß zahllose vielleicht folgen werden, ja, daß wohl erst einige Stunden dieser Nacht verflossen sind, da erschien mir der soeben im Traum erlebte Tod annehmbarer als diese Wirklichkeit zwischen schnarchenden Sklaven.

DIE SCHLÜSSELBLUME

(Juni 1917)

Wir sind am milchigen Frühmorgen im Flugzeuggeschwader aufgestiegen. Unsere Apparate schrauben sich nicht in die Höhe, sondern steigen sehr rasch ohne jede Kurve schräg nach oben. Die Atmosphäre wird zunehmend golden-hellblau. Je mehr wir steigen, um so mehr erfüllt mich ein unbegrenztes Glücksgefühl, als sei ich ein Teil dieser Ruhe und Klarheit, die ich durchgleite.

Der Aeroplan — ich spüre ihn als mir zugehörig wie ein Kleidungsstück — steigt geräuschlos, unaufhörlich. Bald liegt die Erde schon so tief unter uns, daß sie gewölbt erscheint. Nur weil sie immer kleiner und zusammengeballter wird, schließen wir auf unsere Bewegung, die in ihrer Stetigkeit jeden Sinn für Zeit und Maß ausschaltet.

Das Gefühl, gänzlich in sich geschlossen und mit sich ausgesöhnt zu sein, während das Verlangen, sich der Umwelt mitzuteilen, sich mit ihr auseinanderzusetzen, abstirbt, da nichts Fremdes mehr in ihr enthalten ist — dieser Zustand, wie ich ihn ähnlich nur kenne, wenn ich tagelang keinen Laut vernommen oder geäußert habe, wenn mein Bewußtsein nur noch in den Augen wohnt, die weit geöffnet alles in sich saugen, ohne auf Widerstand

zu stoßen, erfüllt mich so ausschließlich, daß ich der bereits als hellgrünes Rund erscheinenden Erde ein wenig zulächle wie einer Vergangenheit. —

Es entsteht zwischen uns ohne Laut und Sprache ein Streit, eine Regung des Willens gegeneinander, ein suggestiver Kampf der Gehirne um die Frage: sollen wir zur Erde zurückkehren, oder weiter nach oben zur Sonne fliegen?

Ich will weg von der Erde, ins Blaue, eigentlich nicht zur Sonne. Die meisten wollen zur Sonne. Noch sind wir untereinander nicht einig in dieser Frage,

da platzen dicht vor uns englische Schrapnells, und im selben Augenblick — ich höre bloß einen kleinen, dumpfen Knall — sehe ich mein ganzes Geschwader wie Kometen mit steilem Schweif aus schwarzem Rauch und dunkelroten Flammenfetzen (vergleichbar brennendem Pech, das von einer Fackel tropft) zur Erde niedersausen.

Ich, ganz allein, stehe, verwandelt zu einer saffrangelben Schlüsselblume, mit geradem, flaumbehaartem Stiel die Blütendolde über sammetgrüne Blätter hebend, mitten im dunklen Blau des vollen Tages, durchströmt vom Gefühl der Erlösung und endlos wolkenlosen Tages.

ZINNOBERROTE LARVEN

(Frühjahr 1918)

Winter. Eine breite Landstraße dehnt sich in großen Biegungen zwischen hohem Fichtenwald: schön stilisierte Bäume, kantig, (wie auf den Bildern meiner frühesten Jugenderinnerung) unter lastendem Schnee. Poröses, wäßriges Eis drückt die Gräser am Chausseerand nieder; es ist Tauwetter.

Wir gehen in Gesellschaftsgruppen: Tante, John, meine Schwester, die Angehörigen alle, vielleicht auch Gäste. Die Frauen tragen schwarze Taffetkleider. Es scheint Feiertag zu sein, spät am Nachmittag. Der schmelzende Schnee ist hellrosa gefärbt. Das wird die untergehende Sonne sein. Bei jedem Schritt spritzt Tauwasser unter den Sohlen hervor.

Sonderbar — — diese Spritzer sind so dunkelrot wie die Blutstropfen auf Jesu Brust bei Darstellungen der Kreuzigung.

Es regt sich darüber niemand auf. Harmlos — gemütlich nähern wir uns dem Dorfe. Nur gesprochen wird nicht. Das Schweigen ist vollkommen. Ob niemand außer mir, der ich als letzter gehe, die blutroten Fußspuren wahrnimmt, die wir in den Schnee prägen? Ich selbst bin kaum erstaunt darüber, verfolge jedoch eifrig das Aufsetzen und Hochheben der verschieden geformten Schuhe. In einem der ersten



Eckhäuser befindet sich das Gastlokal des Dorfes, in dem pflegen sich Sonntags die Bürgersleute (halb privat) zu treffen, die in den Halbvillen des der Stadt vorgelagerten Dorfes wohnen. Die Vordersten unsrer

Gesellschaft wollen eintreten. Ein Schrei! Alles duckt sich — rast davon. Ich auch, und denke bei mir: „Wie wenn wir beim Einschlag eines schweren Kalibers in den Graben sprangen und türmten." Gleichzeitig durchzuckt mich die Frage: „Flieger?" während etlicher geduckter Sprünge. Dann hält mich Neugierde zurück: Im Gastlokal muß die Ursache sein. Sofort zurück! Ich recke mich und blicke durch die Glastür in das Innere des Wirtshauses; wie in ein Panoptikum. In karminrotem trübem Leuchten ohne Lichtkern stehen titanenhafte breitschultrige Gestalten mit hell zinnoberrotem Taffet bekleidet, der deutlich eine außerordentliche Muskulatur abzeichnet. Hellzinnoberrote Larven verbergen die Gesichter. Die athletischen Männer halten auf ihren wagerecht ausgestreckten Armen das Opfer. Lustmord?: Sie zerschneiden (glatt, wie mit Rasiermessern) ganz frisches Fleisch eines völlig nackten Mädchens. Rasche Bewegungen wie bei einer Operation. Keinerlei Geräusch. Nur einige Sekunden währt mein Blick, da kreuzt ihn aus dem Larvenschlitz hervor ein Raubtierauge. Ich pralle zurück. Zu spät! Der hellrot-tafftene Muskulöse springt durch die geschlossene Glastür wie ein Panther auf mich — beißt mir in den Oberarm. Ich sinke ohnmächtig aufs Pflaster.

Erwacht stellte ich fest, daß ich mich im Lazarett befinde, mein Arm jedoch nicht gebissen worden, vielmehr gerade eingeschlafen ist.

DER GRANATTRICHTER

(1917)

Eine sehr steile Chaussee in den Vogesen; links und rechts Tannenwald. Dunkelgrün mit gelbgrünen jungen Trieben; zuweilen unterbrochen von leuchtenden Moosflecken und Frühlingsblumen. Die Chaussee selbst mit Glatteis überzogen. Von oben herab stößt ein eisiger Wind mir entgegen, und nur ganz ungewiß und unterbrochen spüre ich dem blühenden Wald zu beiden Seiten atemweiche Luft entströmen.

Ich bin gleich einigen anderen Soldaten an eine Leiterwagendeichsel gespannt und versuche mit äußerster Anstrengung, mehrere mit Stacheldraht beladene zusammengekoppelte Fuhrwerke die Chaussee hinaufzuziehen.

Vergeblich. –

Immer wieder gleiten wir auf dem Glatteise aus. Es quält mich die Versuchung, statt der Anhöhe den seitlichen Frühlingswald zu gewinnen. Weg von dem Wagen! Doch sobald ich nur einen Schritt zur Seite setze, gibt mir eines der Pferde, die neben uns steigen, ohne Geschirr, ohne zu ziehen, als seien es überlegene Lebewesen, einen Schlag mit dem Schweif und schnaubt mich aus schwarzen Nüstern mit ekelhaft warmem Atem an.

Immer schwerer und drückender wird unsre Last. Ich kann mich kaum mehr auf den schmerzenden Knien halten, und die Angst erwacht in mir, die Wagen könnten zurückrollen und uns über das Eis weg mit ins Tal hinabschleifen. Meine Angst steigt mehr und mehr, gleichzeitig der Haß gegen diese Pferde, die uns unbarmherzig antreiben.

Jetzt kann ich es nicht mehr aushalten und drehe mich um, damit ich mich mit dem Rücken gegen die drohende Rückwärtsbewegung der Fuhrwerke stemme.

Doch kaum umgedreht, stehe ich frei, nackt und ganz allein auf der Anhöhe oben und sehe einen Augenblick lang, wie die Wagen ins Tal hinunterrollen. Auf ihnen liegt nun kein Stacheldraht mehr, sondern mit starr in die Luft ragenden Beinen, tot, die Pferde, welche uns antrieben. Die mit mir Angeschirrten sind gestürzt, ihre Körper zeichnen eine rote Bahn auf das Eis der abschüssigen Chaussee.

Dichter Regen trübt mir den Blick. Ich stapfe in ganz veränderter Landschaft über lehmglitschigen Boden voller Pfützen; gänzlich nackt — der hochbepackte Tornister und ein ungewöhnlich großer Stahlhelm, der mich vorm Regen schützt, sind meine einzige Kleidung. Der Regen ist von Schrapnellkugeln durchsetzt, die mit zynischem Ton in den Lehm klatschen. Ich fühle mich unter dem Stahlhelm vor den Kugeln sicher. Nur die Möglichkeit, im aufgeweichten Boden

auszurutschen, beunruhigt mich, denn ich habe es — warum, weiß ich nicht — sehr eilig.

Die Landschaft ähnelt der vor Ypern. Völlig zerschossenes, ein wenig welliges Gelände, zuweilen Telegraphenstangenstummel, Gebüsch mit zu früh gewelktem Laub. Dann links von mir ein ehemaliger Wald. Jetzt starren ausnahmslos — völlig ineinander verstrickt — die Wurzeln seiner Bäume aus dem Grund, der einem Morast gleicht, da die Granattrichter voll Wasser stehen und nur schmale Bodenstreifen sie voneinander trennen. Einige Schritt von meinem Wege ab sehe ich bereits nichts mehr als ein dichtes Gestrüpp von Wurzeln und gänzlich zersplitterten Baumstammresten, durch das das Wasser ein wenig blinkt. Ich denke wörtlich: „Wie indisches Dschungel."

Auf einmal nehme ich schräg vor mir tief im Gestrüpp ein rotes Leuchten wahr. Ich verliere es zuweilen aus den Augen, doch bald glänzt es wieder auf, näher und deutlicher: dunkelrot wie das ewige Licht in einer katholischen Kirche, aus den Pflanzen herausflackernd wie ein Irrlicht. Schließlich sehe ich es so genau, daß ich vom Wege ab direkt darauf zulenke.

Ich durchbreche den Wust aus Ästen, Wurzeln und Splittern leichter, als erwartet; da — als nur wenig Flechtwerk und Schritte mich davon trennen — er-



kenne ich, daß dieses vermeintliche Licht Sonne ist, reflektiert von einem blutgefüllten Granatloch.

Balancierend über ein Erdgrat bis dicht an den Rand des Bluttümpels, blicke ich — und höre vor schauriger Erwartung zu atmen auf — in den Trichter hinein.

Jetzt hebt sich langsam aus der Mitte ein Menschenkopf, das von Blut triefende gelbrote Haar klebt sich in breiten Strähnen an die Stirn eines totengelbes Gesicht — an das Gesicht meines leiblichen Bruders.

„John!" rufe ich, indem Grauen meine Poren öffnet, und strecke meine Arme nach ihm, um ihn herauszuziehen.

Da ringeln sich aber aus dem roten Schlamm dicke, grünlich-graue Schlangen um Hals und Schultern meines Bruders und ziehen ihn in den Bluttrichter zurück. Die blassen Lippen haben sich gerade zum Sprechen geöffnet, doch schmutziges Blut rinnt hinein, und sie verschwinden stumm. — —

Ich liege frierend am Boden unseres Unterstandes, eingepreßt zwischen schnarchenden und unruhig ihre verlausten Körper kratzenden Soldaten. Mein Herz klopft rasend, vor Gestank bin ich kaum fähig, einzuatmen. Starr liege ich — noch immer meines Bruders Totenmaske dicht vor mir.

STELLUNGSKRIEG IN BAYERN

(Sommer 1919)

Ich blättre in einer Nummer der Illustrierten Zeitung. Da sehe ich eine Photographie mit der Überschrift:

DER STELLUNGSKRIEG IN BAYERN
Erzeugnisse anarchistisch-nihilistisch-bolschewistischen Geistes
(Von Truppen der bayrischen Roten Armee aus rohem Lehm in rückwärtiger, nunmehr eroberter Stellung modelliert.)

Das Bild zeigt einen ziemlich licht gewachsenen Kiefernwald. Zahlreiche Baumstämme sind von mannshohen Lehmsockeln umschlossen; auf jeder Plattform steht, gleichfalls aus Lehm modelliert, eine überlebensgroße Gestalt. Im Relief des Sockels sind (etwa wie beim Niederwald-Denkmal) Proletarier und Soldaten der bayrischen Roten Armee dargestellt, wie sie mit stürmisch-höhnischem Gelächter das Standbild umringen.

Inzwischen ist das Bild plastisch geworden, farbig, beinahe Wirklichkeit.

Ich erkenne einzelne der Modellierten: den Kronprinzen, Ludendorff, Noske, Scheidemann; besonders viele mit prächtigen Uniformen sind darunter. Aber sie alle sind enthauptet. Derart vorgebeugt, daß die butige Fläche des Halsstrunks gegen den Kiefernstamm

gepreßt ist, während der Kopf in der Verlängerung des wagerechten Halses auf der Gegenseite des Stammes gewissermaßen herauszuwachsen scheint, sind sie mit Rumpf und Haupt am Stamme befestigt, indem man die Haut beider Schnittflächen des Halses etwas vorzog (wie beim Amputieren) und sie mit dicken, rostigen Nägeln aufs Holz nagelte.

Auf der anderen Seite der Zeitung sehe ich (aber auch bereits nach wenigen Augenblicken wieder als Wirklichkeit) das Innere des Berliner Domes feierlich düster. Vor dem Altar stehen zahlreiche Gruppen festlich gekleideter Personen: hoher Militärs, vornehmer Herren in Zylindern, dekolletierter, größtenteils bejahrter Damen.

Dryander hebt einen Prinzen aus der Taufe

steht darunter. Genau besehen ist das Taufbecken eine restaurierte Gulaschkanone.

Links an der Wand hängt riesengroß — so wie eine Madonna mit Blumen und Girlanden geschmückt — das Bild der Königin Luise.

Erst nach längerem Betrachten erkenne ich in den Anwesenden die soeben noch an Bäume genagelten Gestalten.

Befinde ich mich unvermittelt in einem Konzentrationslager gefangener Bolschewisten: deutscher Proletarier. Ich bin einer davon. Der Anblick des La-



gers ist mir so unerträglich, daß ich aus fast geschlossenen Lidern geradeaus starre.

Die Eckbalken halb erbauter Baracken ragen in die Luft — — an die Kiefern, woran man den Kronprinzen und all die andern Persönlichkeiten genagelt hatte, erinnern sie mich — und sogleich verdrängen Trotz und Zuversicht mein verzagtes Brüten.

Wir kauern frierend auf der graslosen hartgetretenen Erde. Ein vielleicht zehnjähriger Knabe hält sich an meinem Mantel fest, kraftlos und aschgrau im Bewußtsein: man wird uns als Geiseln erschießen.

Der Knabe glaubt an den Kommunismus als an seine Religion; er begreift nicht, wieso man uns töten wird, weil es ihm nicht einleuchtet, daß es Menschen gibt, die keine Kommunisten sind.

Ich erkläre ihm — und meine Stimme wird monoton wie das Rauschen einer Muschel —, daß Kommunist sein bedeute: *leichter und williger sterben als ohne Kampf gegen die bestehende Welt leben zu können.*

Dieses Urteil kann der Knabe nicht hinnehmen. Er klammert sich an mich, grenzenlos verzweifelt, so daß sich um mich, in mir alles in Weinen auflöst, so sehr ich auch bemüht bin, Lippen und Fäuste zusammenzupressen. Dabei spielt irgendwo ein Grammophon rasch und leise.

DIE SOWJETWOLKE

(Juli 1919)

Wir leben, viele Männer, unter der Erde. In Höhlen, die durch zahlreiche Schächte und Stollen miteinander verbunden sind, verrichten wir, alle in gleicher Kleidung, unsere Arbeit: Öl, das in Pfützen da und dort auf dem schwarzen Boden der verzweigten unterirdischen Gänge lagert, mit Geräten ähnlich den Schneeschiebern nach der Haupthöhle zu scharren, in die es, da sie etwas tiefer liegt, reichlich und fortwährend von allen Seiten rinnt.

In dieser Haupthöhle sitzt Else Lasker-Schüler: Uralt, unnahbar, eine Norne am Spinnrad. Das Öl dient ausschließlich dazu, ihr Rad zu schmieren. Wir alle tun unsre Arbeit gern und mit geheimer Hochachtung vor der Ausdauer und Tiefsinnigkeit der greisen majestätischen Frau am Spinnrad.

Ich muß mich verirrt haben: Die Schächte werden weit, es wird heller: Sternennacht über weiter, unabsehbarer baum- und hausloser Landschaft. Schwer atmend, keuchend bahne ich mir Weg durch metertiefen Schnee; trotz heftiger Kälte glühend vor Schweiß und Anstrengung. Meine Augen brennen ins Weiß, das die Nacht erhellt. Nur selten wage ich nach den Sternen über mir zu schauen, als ob ihr Anblick mich noch tiefer in den Schnee vergrabe. —

Unendlich langsam, als seien die Stunden Jahre geworden, tönt Dämmerung den Horizont leichenfahl. Da erst merke ich, daß mit mir auf der weiten Fläche zahllose Männer in gleicher Richtung stapfen. Und dicht vor mir fährt nun auch ein Wagen. Unwahrscheinlich groß, mit hohen Rädern halb versunken in den Schnee, quält er sich langsam vorwärts. — Das kann nicht Schnee sein, flicht sich so zäh und gelblich in die Speichen!?

Getreidefelder! Bis zum Horizont! Dicht pressen sich die Halme aneinander, so dicht, daß jeder unserer Schritte erkämpft werden muß. Verwundert wende ich mich an einen Kameraden neben mir (wir sind nun lauter Soldaten), was diese riesige Getreidesteppe zu bedeuten habe? Der lacht ein wenig über meine Frage, das sei das Korn, das auf der Welt infolge des Krieges nicht gesät und nicht geerntet worden ist. Bei diesen Worten überfällt mich Heißhunger. Ich reiße einige Ähren ab, um mir die Körner herauszupflücken. Taub! Wohin ich blicke: hochgereckte leere Halme im Morgendämmern.

An einer Ecke vor einer Patzenhofer Bierhalle steht eine armselige alte Frau, frierend, einen schottischen Schäferhund an der Leine, kaum imstande, das störrische Tier noch länger festzuhalten. In ihrer Not wendet sie sich an einige Passanten, man möge ihr den Hund abnehmen, er sei so widerspenstig, sie stehe schon ein

Vierteljahr an dieser Ecke, ein Mann sei in das Patzenhofer Restaurant hinein und habe sie gebeten, bis er herauskommt, seinen Hund zu halten. Dieser Hund sieht eigentümlich aus. Zwar wie ein Schäferhund, doch ist sein Leib so kurz und die Beine so ungewöhnlich hoch, daß er fast einer Ziege ähnelt. Und in der Tat vollführt er auch von Zeit zu Zeit, wenn er merkt, daß ihm das Strammziehen der Leine nichts nützt, ganz eigentümliche Bocksprünge gegen die Frau, wobei er die Beine, auch den Kopf gar nicht bewegt; etwa als ob er aus Blech sei und der Körper der Frau — einen Augenblick lang magnetisch geworden — ihn anziehe und dann wieder heftig abstoße. Die Alte fängt dabei jedesmal fast zu weinen an. Wir alle möchten ihr gerne helfen, wir fürchten aber, dann ebenso verhext an dieser Ecke stehen bleiben zu müssen.

Da kommt ein vierschrötiger Feldwebel des Wegs, nimmt ohne weiteres den Hund an der Leine und zerrt ihn hinter sich her. Das Tier wird sofort gefügig, die Beine kurz, es zieht den Schwanz ein und scheint kleiner geworden zu sein, fast wie ein Rattenpinscher.

Ich merke jetzt, daß sich diese Szene Ecke Linden- und Wilhelmstraße absgepielt hat. Ich gehe die Linden im Schlenderschritt weiter. Mir fällt auf, wie breit sie sind und wie hell das Asphalt. Erinnerung an das in der Nacht durchwatete Halmmeer steigt in mir auf und gleichzeitig derselbe unbefriedigte Heißhunger.

Da sehe ich hinter einem Schaufenster die herrlichsten Delikatessen und Früchte gebreitet: Aal, Lachs, Riesenwalnüsse, Hummer, Trauben, Bananen, Gänse



und Puten, Pasteten und Würste — was man sich denken kann. Lange stehe ich davor, mit den Augen genießend; vor allem den Gipfel eines Berges aus Kokosnüssen und Ananasfrüchten: eine Platte, auf der, garniert

mit Zitronenscheiben und dunkelgrüner, krauser Petersilie, ein gespickter Rücken liegt. Kein Hasen- oder Kaninchenbraten! Ein Kind mit abgezogener Haut, am dunkelbehaarten Schädel deutlich erkennbar, auf den Bauch gelegt, einladend zum Kauf mit gespreizten, an den Knien amputierten Schenkelchen und appetitlich rotem gespicktem Fleisch.

„Wer hätte früher sowas für möglich gehalten" — denke ich bei mir — „heute läßt das alle Leute kalt."

Nachher bleibe ich an einem Schaufenster stehen, vor dem sich schon eine Anzahl Menschen staut. Es ist die Auslage des Norddeutschen Lloyd unter den Linden, die die Neugierde der Vorübergehenden erweckt: eine riesige Landkarte von Europa am Boden des Schaufensters ausgebreitet, darüber, etwas höher als unsere Köpfe, eine Sanduhr, so umfangreich, daß wohl ein ganzer Eimer Sand aus der oberen Hälfte herabrieselt. Dieser dunkelbraune Sand rinnt aber nicht in die untere Hälfte der Sanduhr, vielmehr, da sie keinen Boden hat, hinab auf die Landkarte. Auf dieser ist die russische Sowjet-Republik in der Farbe des Sandes eingezeichnet. Die zur Zeit von antibolschewistischen Truppen besetzten Teile Sowjet-Rußlands sind durch weiße Schraffierung kenntlich gemacht. Der Sand erweitert indessen die Grenzen der Sowjet-Republik zusehends, so daß allmählich die besetzten Landstriche und bald auch noch fremde Staaten die dunkelbraune bolschewistische

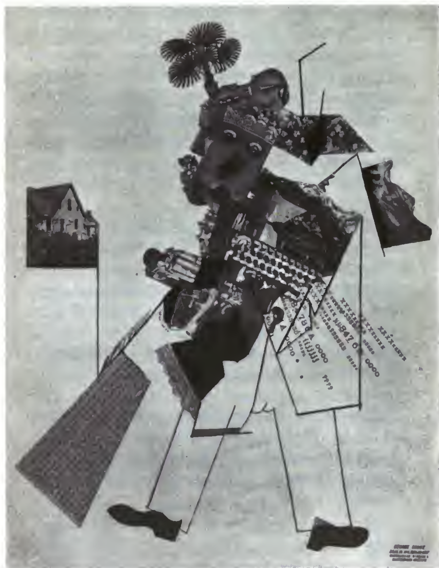
Färbung annehmen. Die Zuschauer werden blaß vor Aufregung, und schließlich, da die braune Sandfläche wie ein Riesentier quer über ganz Europa lagert, läuft alles entsetzt auseinander, denn:

Über Berlin, mitten im blauen Himmel lastet drohend eine ungeheure dunkle Wolke in Form des Sandbildes auf der Landkarte. Vor meinen Augen dehnt sich die Landschaft. Schon liegt ganz Europa umrahmt von Ozeanen unter meinen Blicken. Trotzdem nehme ich alle Einzelheiten wahr:

In Städten und Dörfern, in jedem Stall, überall hat sich der Menschen und Tiere eine deutlich sichtbare, stetig sich steigernde Unruhe bemächtigt angesichts dieser Wolke, die nun den ganzen Kontinent beschattet, Vorbote eines Gewitters, das wie die Sintflut alles Existierende verschlingen wird.

Der Leib der Wolke scheint zu leben: er dehnt und wälzt sich, als wolle er gebären. Die braune Farbe spielt mehr und mehr ins Schieferschwarze mit olivgrünen Reflexen. Plötzlich verbindet ein ungeheurer halbdurchsichtiger Schlauch die Wolke mit der Erde. Ein Wirbelwind reißt alles, was in den Bereich des trichterförmigen Schlauchmundstücks gerät, darin hoch — kreiselnd hinauf in den Leib der immer noch anschwellenden Wolke.

Gellendes Entsetzen hat die Menschen allerorts ergriffen. Sie rasen ziel- und kopflos durch zusammen-



stürzende Straßen. In allen Ländern sehe ich Kirchtürme, Rathäuser, Denkmäler unter der Saugkraft des Wolkenrüssels knicken wie Streichhölzer, immer mit der Spitze nach dem einen Punkte weisend, in welchem Mensch und Tier und Haus und Wald und Feld mit rasender Geschwindigkeit hochgewirbelt werden.

Da packt es auch mich! Fast schwinden mir die Sinne, doch —

ich bin ja schon oben auf der Wolke; wie gebadet. Neu belebt!

Und sieh: Das ist gar keine Wolke, ist eine Insel des Ozeans, dunkelgrün vor üppigster Fruchtbarkeit: Tropfenbehangenes Gebüsch, feuchtduftende, alles vergrößernde. Luft, wohliges Dehnen in jedem Lebendigen. Ich sehe aufs Meer, das mit leichten Wellen Ruhe nach Sturm gefunden zu haben scheint. Ein unbekanntes Glücksgefühl steigt in mir auf, wie eines Traums erinnere ich mich des Wirbelwinds, der die Erde verschlang.

Jetzt sehe ich mich genauer um — da entdecke ich, daß ich ja auf „Lindwerder“ bin. „Natürlich: da stehen die Gartenstühle und -Tische mit den karrierten Tischtüchern und der Ober dazwischen, und hier liegt unser Paddelboot!“

T R E I B J A G D

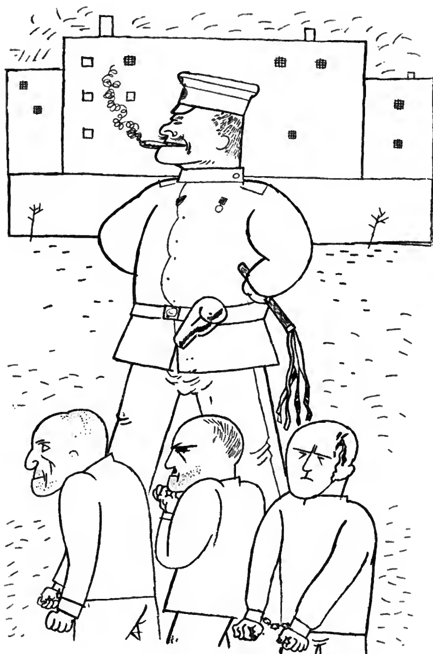
(August 1919)

Wir sind Gefangene der Noskegarden. In einer großen, kahlen Halle mit Zementfußboden hält man uns schon seit langem in Haft. Einer ist vom andern durch dicke Eisenstäbe getrennt, der Raum erinnert dadurch gleichzeitig an eine Entlausungsanstalt und an eine Menagerie.

Da plötzlich: Kettengeklirr, lärmende Schläge gegen die Eisenstangen, Schlüsselrasseln und Schnauzen. Von Wärtern, die uns verärgert, (wie Viehtreiber störrisches Vieh), kommandieren, werden wir alle zusammengestellt. Es heißt, die Kost werde besser, man bringe uns zur neuen Speiseanstalt.

Nach langem Marsch bis ins unbebaute Vorstadtgelände kommen wir bei einem kleinen Bau an, ähnlich den unterirdischen Bedürfnisanstalten in manchen Großstädten, doch geräumiger und nur aus rohem Zement erbaut, wie die flandrischen Unterstände. Im Innern läuft längs der Wand, etwa in Brusthöhe, ringsherum eine Rinne, gleichfalls aus Zement, vergleichbar dem Ablauf primitiver Pissoirs.

Jeder von uns hat ein Stück Gummischlauch mitgebracht; damit stehen wir nun Mann neben Mann, und saugen das „bessere Essen“: eine Brühe, die in der

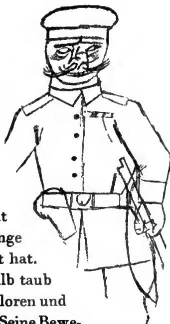


Rinne schwimmt, und die besser als das bisherige Essen sein soll, weil zuweilen winzige Stücke Büchsengulasch darin treiben, die den geschicktesten unter uns durch den Schlauch in den Hals glitschen. Mitten in diesem Souterrainraum liegt ein Wasserschlauch an einem Wasseranschluß; nach dem Essen wird damit der Raum ausgespritzt, insbesondere die Rinnen.

Wir sind unter ständigem Schimpfen über den Fraß fertig geworden und wundern uns, daß keinerlei Wachmannschaften zu erblicken sind, wo doch das halb unterirdische Speisehäuschen, wie wir genau gesehen haben, frei im Gelände außerhalb der Stadt liegt. „Aha — denke ich — Noskerekruten sollen das Schießen auf Menschen erlernen." Zugleich sagen mehrere: „Die haben schon lange keinen mehr auf der Flucht erschossen." Nun begreifen wir auch, warum die Speiseschwämme in die Erde hineingebaut ist, mit Oberlichtfenstern, durch die man bloß ein wenig Himmel sieht, aber nicht, was rings in der Umgegend vor sich geht.

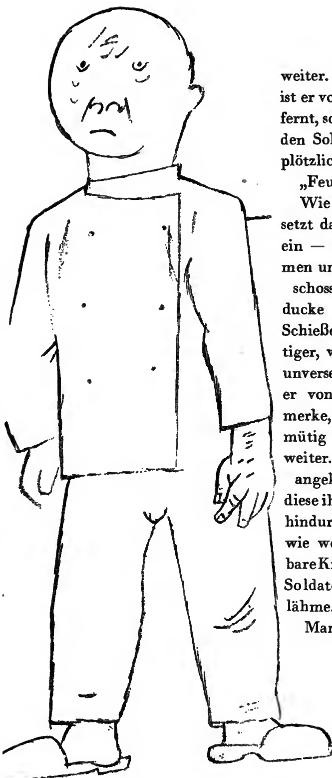
In weitem 400 bis 500 m lang — und breitem Karree, mehrere Glieder tief, Gewehr geladen bei Fuß, zernieren frisch eingepuppte Noskes das Speisehäuschen. Ich stehe bei den Soldaten, ohne bemerkt zu werden. Die „Grünen" werden allmählich verdrossen: es kommt leider niemand aus dem Häuschen heraus. Schließlich (ich bin zu gleicher Zeit auch bei meinen Kameraden) steigt einer von uns langsam die Treppe

hinauf. Wir hindern ihn nicht daran, sondern denken, er will austreten: denn wir sind uns alle einig, daß man uns in eine Falle gelockt hat und daß keiner so dumm sein wird, unaufgefordert das Speisehäuschen zu verlassen.



Es ist ein ungefähr 55 jähriger, stark ergrauter Mann mit schlaffem Gesicht, den die lange Haft wohl ein wenig verblödet hat. Er scheint kurzsichtig und halb taub zu sein, hat fast alle Haare verloren und redet schwerfällig und selten. Seine Bewegungen sind ganz langsam.

Ich beobachte (nun wieder vom Karree aus), wie er sich immer mehr vom Häuschen entfernt. Ist er sich der Gefahr gar nicht bewußt? Hat er die Verabredung unter den Gefangenen denn nicht begriffen? Er muß doch die Soldaten vor, links und rechts von sich sehen? Ich kann mich nicht mucksen, sonst bemerken sie mich. Aber mein Haß wird bodenlose Verachtung, als beim Anblick des Opfers ihre Reihen eine Bewegung durchläuft: gleich hämischem Auflachen eines verfetteten Gesichtes. Der Mann geht unablässig wie im Halbschlaf



weiter. Etwa 200 Meter ist er vom Häuschen entfernt, schon mehr als von den Soldaten, da ertönt plötzlich das Kommando: „Feuer"!

Wie ein Platzregen setzt das Gewehrknallen ein — dazwischen summen und pfeifen die Geschosse. (Mechanisch ducke ich mich.) Das Schießen wird immer heftiger, wütender — denn unversehrt, ruhig, als ob er von all dem nichts merke, gänzlich gleichmütig geht der Mann weiter. Bei den Soldaten angekommen, öffnen diese ihm ein Tor, er geht hindurch, ungehindert, wie wenn eine unsichtbare Kraft den Willen der Soldaten in seiner Nähe lähme.

Man schießt noch im-

mer. Jetzt aber bedächtiger, zielend. — Da haben ihn einige Schüsse gestreift. Er stutzt, bleibt stehen, blickt um sich. Ganz dicht vor mir beobachte ich ihn jetzt, wie durch ein Vergrößerungsglas: Zusehends kerben sich scharfe Runzeln in sein Gesicht, die Bartstoppeln stecken senkrecht in den Poren, das Bewußtsein seiner Lage prägt sich durch eine immer deutlichere Verkrampfung seiner Züge aus. Es ist, als ob Lachen und Weinen zugleich in ihm erstarrt seien. Die Nägel und die Haare auf den Händen sind länger geworden und noch weißer als seine fahle Haut. Zittern verbreitet sich von den Händen und Knien aus über den ganzen Körper. Die verkrampfte Grimasse löst sich wieder, glasig treten die Augen aus bereits erloschenem Gesicht hervor. Jetzt:

mit Fäusten schüttelt Todesangst den alten Mann, wie festgenagelt starrt er auf die Soldaten, immer noch deren lebendige Zielscheibe.

Da springen von einem Bagagewagen, der inzwischen im Rücken des alten Mannes (etwas seitlich), angekommen ist, einige Mann in knallgrüner Uniform auf den hilflosen Menschen zu und schlagen ihn mit ein paar Kolbenhieben nieder. Es hört sich an, wie wenn man mit wenigen kräftigen Stößen einen morschen Zaun zusammentritt. — —

Nun bin ich mit dem „Frosch“ in meinem Atelier. Ich weiß, die Polizei sucht mich, darum gehen wir

bald wieder fort. Unten auf den Stufen vor der Haustüre kauern wir uns nieder, zusammengeduckt wie zwei Vögel, die sich wärmen wollen, und schlafen.

Später gehen wir hinauf in das Atelier des nebenan liegenden Hauses. Dort sieht es ganz genau so aus wie bei mir. Möbel, Bücher, Bilder — alles vollkommen gleich. Nur ein (allerdings sehr auffälliger) Unterschied: Während mein Atelier durch zwei Wanddreiecke, deren Spitzen den Plafond berühren, in drei Räume geteilt ist, fehlt hier diese absonderliche Teilung.

Eine junge, sehr einnehmende Dame kommt. Wir wissen ohne weiteres: Kriminalpolizei.

Und außerdem: sie hat sich geirrt, sie meint nebenan in meinem Atelier zu sein und darum sieht sie auch die Wanddreiecke, die hier doch gar nicht vorhanden sind. Der Frosch, meine Freundin, erfaßt ohne weiteres die eigentümliche Situation.

„Herr Herzfelde ist abwesend" (ich bin bereits hinter eine der imaginären Wände getreten, die der Polizistin den Blick versperren).

„Ich werde warten," erwiderte sie.

„Bitte."

Ich stelle mich nun stets so, daß ich den Blicken der Wartenden verborgen bleibe, während sie jedoch stets von mir beobachtet wird.

Mein Bruder John kommt. Natürlich ahnungslos spricht er zu mir. Ich beiße auf die Zähne, winke ab,

schweige; er wird wütend. Ich blicke starr auf die Polizistin, presse die Lippen aufeinander, schüttle kurz den Kopf und blicke ihm dann groß in die Augen. Gott sei Dank: er begreift, daß ich ignoriert sein will. Möglich, daß er mich für verrückt hält, er weiß ja nicht, daß diese Dame Wände sieht, wo keine sind.

Sie ist durch das für sie rätselhafte Verhalten meines Bruders aufmerksam geworden, weiß indessen nicht, mit wem und warum er in die Wand hineinsprach, -schimpfte und -achselzuckte.

Nachher kommt eine ganze Anzahl Leute. Wir spielen Theater. In einer Ecke ist ein kleines Podium. Davor setzen sich alle Anwesenden in Reihen auf dem Boden. Ich sitze nun so, daß die Beamtin mich sehen muß, aber dafür sieht sie meinen Bruder nicht, und da wir gleiche Anzüge tragen und ich ihr den Rücken zukehre, hält sie mich für ihn.

Es klopft. Der Tür am nächsten sitzend, muß ich aufstehen, um zu öffnen. Ahne — jetzt wird sie es merken. Sie sieht mir tatsächlich nach — und erkennt mich.

Ich: Schlüssel aus dem Schloß, zur Tür hinaus und die Treppe hinunter wie ein Wiesel; auf den untersten Stufen höre ich, wie sie, noch ganz oben, die Verfolgung aufnimmt. Im Flur, innerhalb der Haustür, Schritte dicht hinter mir. „Eingeholt“ denke ich, wende mich rasch um und packe sie an beiden Schultern heftig, kampfbereit.

Unsinn! Ein altes Fräulein mit Einkauftasche, zu Tode erschrocken. „Wissen sie ein Versteck, man verfolgt mich!“ „Ja — ich habe so was gehört — in der Schönhauserallee herum.“ „Nein! Gleich! Hier!“ „Ja, bei Schumanns soll eine Ladenwohnung leer stehen oder am ersten leer werden, hinten raus.“

Ich stürze den Kurfürstendamm hinauf, biege in die Wilmersdorfer ein:

„Ins Warenhaus, zu Jandorff!“

„Nein — es ist ja Sonntag — also rechts hinein in die Kantstraße zu Huelsenbeck!“

Ich kann nicht mehr: vor Seitenstechen und Herzklopfen. „Ach was, vorwärts!“ Aber — ich werde doch nicht Huelsenbeck mit hineinreißen — kehrt.

Schräg durch die Ecke Kant- und Wilmersdorferstraße führt auf einmal eine kurze Passage. Im ersten Stock Musik, ein Café.

„Herr Ober!“ (Haha, hier sucht mich das Weib im Leben nicht!)!

Ich liege wach, unten im Hof quietscht eine Wanderkapelle mit Gesangsbegleitung.

STRENGE AUS LEIPZIG!

(August 1919)

Mit zwei Freundinnen sitze ich im Theater nach erfolgreichem Streit mit dem Portier, der uns nicht ohne Karten hereinlassen wollte. Es wird Else Lasker-Schülers „Wupper“ aufgeführt.

„Die Wupper“ ist jedoch verfilmt und das bedaure ich, da meine beiden Freundinnen nun ununterbrochen weiterreden können. Bald werden sie sich zanken, das fühle ich, obwohl noch kein Anzeichen dafür spricht. —

An einem Tisch sitzend, ordnen wir seit langem auf die umständlichste Weise allerlei Zeitschriften. Diese Ordnerei hat etwas sehr Quälendes an sich, da wir alle drei genau wissen, daß es irgendwie viel einfacher ginge, aber keine Ahnung haben wie; außerdem, weil die Hefte immer wieder durcheinander geraten und wir von neuem anfangen müssen, sie zu ordnen. Später setzen wir unsere Arbeit in einem Sanatorium, wo wir zu Bett liegen, fort. Erst gemeinsam, dann zu zweien, zuletzt ich allein, — und ewig mit diesen Zeitschriften beschäftigt, die vor mir auf dem Plumeau ausgebreitet liegen.

Zuweilen kommt ein Arzt, der mich sehr verstimmt. Mir kommt der Verdacht, das Sanatorium sei ein heimliches Gefängnis.

Beim Sortieren stoße ich ganz zufällig auf eine vom Insel-Verlag herausgegebene neue Zeitschrift (die es in Wirklichkeit nicht gibt).

„Sie ähnelt der Zeitschrift Hyperion, ist aber besser ausgestattet,“ sage ich mir. In ihr blätternd, finde ich verschiedene Nachdrucke aus meinen eigenen Verlagserscheinungen. Vor allen Dingen aus den Gedichten „Sulamith“. Ich freue mich darüber, will aber nach Leipzig fahren, um mich zu erkundigen, wieso man mich davon gar nicht benachrichtigt hat. Da kommt die schwarzhaarige meiner beiden Freundinnen wieder herein und gibt mir einen versiegelten Brief, der nur die Aufschrift „An Harry Graf Keßler“ trägt. Ich möge bitte die Antwort des Grafen abwarten und sogleich mit nach Leipzig nehmen. Trotz des Siegels öffne ich den Brief, kann ihn aber nicht lesen, da die Schrift (sehr reinlich und sympathisch, lateinischer ähnelnd,) chiffriert ist. Nur das sehe ich, daß der Absender ein gewisser Strenge aus Leipzig ist. „Ach, der bekannte Kommunist, gegen den die Zeitungen viel polemisiert haben,“ sage ich laut.

Jetzt weiß ich es bestimmt. Das Sanatorium ist bewacht wie ein Gefängnis. Mir fällt ein, daß ich schon so oft geträumt habe, ich könne fliegen. Will doch versuchen, ob ich es nicht auch im Wachen fertig bringe. Ich wippe mit der Fußspitze

undschwebeohneAnstrengungziemlichrasch durchs

offene Fenster schräg über die Straße auf irgendeinen Balkon.

Nun bin ich aber doch im Zweifel, ob das Ganze nicht bloß ein Traum ist. Um mich von der Wirklichkeit meines Fluges zu überzeugen, gehe ich durch die Glastüre des Balkons in die fremde Wohnung. Offenbar in ein Speisezimmer. Vor dem großen Spiegel schneide ich allerhand Grimassen, immer noch im Zweifel, ob ich nicht träume, dann knipse ich dicht vor den Ohren mit den Fingernägeln. Nein, ich höre es, bin also vollkommen wach.

Eine Platte mit herrlich belegten Brötchen lenkt mich ab. Ohne weiteres verschlinge ich davon eine ganze Anzahl, wodurch auch der letzte Verdacht, nur zu träumen, behoben wird. Maßloser Jubel erfüllt mich jetzt, da es Wahrheit ist: ich kann fliegen! Nur wegen der verzehrten Brötchen bin ich etwas beklommen.

Und wie ich mich scheu im Zimmer umsehe, liegt auf einer seidenen Causeuse nackt, mit einem Lächeln, das sagt: „Ich habe alles von Anfang an beobachtet", ein junges Weib, herausfordernd schön, mit Hüften, die meines Fluges Kurven zu vollenden scheinen. Größte Verlegenheit und scheuloses Begehren lassen mich wortlos vor sie hintreten, ihre Hand ergreifen und wie mit der Bitte um Verzeihung und um Hingabe festhalten. Da verstärkt sich ihr Lächeln, sie

preßt meine Hand auf ihre rechte Brust — so elastisch, weich, daß ich mit rasender Lust meine Nägel hinein klammere, (so wie beim Spiel mit jungen Katzen). Sie schlingt ihren linken Arm um meinen Hals und preßt mein Gesicht in ihren Schoß, den statt der Schamhaare ein Strauß dunkler Veilchen schmückt; deren Duft, gemischt mit dem Blumenerdegeruch des Frauenfleisches, atme ich tief und lange ein — bis ein Gefühl restloser Zufriedenheit sich mehr und mehr in mir ausbreitet, meine Finger sich langsam aus den ein wenig abgekühlten Brüsten lösen. Nur mein Atem bleibt sengend heiß, und bald sind die Veilchen des Frauenschoßes unter meinen Lippen verdorrt. Da erhebe ich mich und sehe,

daß ich geträumt haben muß, daß ich auf einer Causeuse eingeschlafen bin, die mit Veilchensträußen gemustert ist. Und nun zweifle ich auch wieder daran, ob ich fliegen kann; will es sofort versuchen, weiß aber überhaupt nicht mehr, wie es anzufangen ist.

Dann bin ich in Leipzig. Verstimmt eine der Hauptstraßen entlang schlendernd, an hohen grauen Verwaltungsgebäuden vorbei, höre ich unerwartet die Stimme eines Mannes, den ich nicht sehe — anscheinend aus einem Fenster oder Balkon des Hochparterres vor mir — wehleidig räsonieren:

„Ach es ist schrecklich — ein Skandal — nicht zu sagen — so eine Behandlung! Das kann einem eben nur

hierzulande passieren. So ein rohes Volk — die Gefangenen derart zu mißhandeln! Ach — wie ich herunter bin! Psychisch und physisch aufgerieben!"

Inzwischen ist der Mann über eine Verandatreppe auf die Straße gekommen, und immer noch jammernd über die schmähliche Behandlung verhafteter Kommunisten, ein wenig hinkend (mir scheint aus reiner Einbildung) kommt er mir entgegen. Ich sage mir sofort: „Das ist Strenge, der Kommunistenführer" — Mich enttäuscht sein Aussehen: fett, dickbäuchig, breitschultrig. Spitzbart, der zum Vollbart neigt,

Fettpickel im Nacken, etwa wie ein Stadtverordneter oder Geschworener auszusehen pflegt; nur viel lebhafter.

„Dem soll ich ja die Antwort auf seinen chiffrierten Brief bringen!"

„Sie sind doch wohl Herr Strenge?" „Selbstverständlich," antwortet er, scheints beleidigt, daß ich ihn überhaupt frage. Ich gebe ihm die Antwort des Grafen Keßler. Sein Sohn steckt den Brief für ihn ein, ungeöffnet. Dieser Sohn ist schlank. Seine Oberschenkel sitzen zu prall in den Hosen, er benimmt sich, als ob er heimliche Leibschmerzen habe. Ich kann ihn nicht leiden. Er rückt einem zu dicht an den Leib. Strenge erzählt mir sofort, wie man ihm im Gefängnis mitgespielt habe. Als ich ihn aber unterbreche — ich sei auch in Schutzhaft gewesen, in Berlin, dort sei weit schlimmer mit uns verfahren worden —, hört er sofort davon auf und fängt vom Kommunismus zu reden an. Was — weiß ich nicht mehr ... Im Laufe des Gesprächs wird auch erwähnt: fast alle kommunistischen Führer seien Ausländer, oder zum mindesten ausländischer Abstammung. „Ja, ja," — sagt Strenge, — „rein deutsche Revolutionäre gibt es nicht." Ich bin seiner Meinung, doch denke ich bei mir: „Wenn er nur nicht selber so verflucht deutsch aussähe; wird wohl auch ein Revolutionär danach sein."

Als erriete er meinen Gedankengang, erzählt er

plötzlich (und in diesem Augenblick wird sein Anzug kobaltblau und das Gesicht chromgelb, auch das Gesicht seines Sohnes wird gelb, doch nur partiell, einige Stellen bleiben rosa voll schwarzer Mitesser) — ja, erzählt er, er sei eigentlich auch ein Ausländer, er stamme nämlich aus Argentinien.

Mit diesen Worten zieht er aus seiner Rocktasche eine Postkartenharmonika, worauf er mich aneinandergereihte Photographien argentinischer Landschaften etc. betrachten läßt. Die zwei ersten Bilder zeigen Ziegen auf der Weide; das eine Tier kostet 450.—, das andere 1000.—, das steht darunter. Mich wundert die enorme Preisdifferenz. Herr Strenge aber erklärt mir: Die teure Ziege habe am Steiß einige Haarbüschel; aus diesen Haarbüscheln werde eine besonders wertvolle Wolle hergestellt. Solche Ziegen seien nämlich keine Ziegen, sondern argentinische Schafe. Ich spähe scharf hin, und tatsächlich entdecke ich die Haarbüschel. Herr Strenge junior sagt darauf zu mir ohne jeden Zusammenhang, er sei blind. Da ich bislang nichts davon bemerkt habe, frage ich wieso. Ja, er könne nicht Argentinisch lesen. „Symbolik" sage ich mir und finde ihn noch unsympathischer. Nun versuche ich selbst die Unterschriften der Karten zu entziffern, wobei ich merke, daß sie gar nicht argentinisch oder spanisch sind, sondern portugiesisch. Genauer besehen unterscheidet sich dies Portugiesisch kaum vom Deutschen.

Ich bin gar nicht mehr bei Herrn Strenge und Sohn. Auch in Leipzig nicht, sondern in Argentinien; und zwar fahre ich in einem Dogcart mit zwei kleinen Pferden in vollem Galopp durchs argentinische Land. Neben mir im Wagen sitzt mein Freund. Die Landstraße läuft schnurgerade. Landschaftsbilder gibt es nur auf der rechten Seite, links ist gar nichts, oder vielleicht ein Abgrund. Ganz wie auf der Postkartenharmonika betrachte ich mir stets wechselnde Motive, die sich uns aufblättern: Jetzt gummibaumähnliches, dunkelgrünglasiertes Gebüsch, dann riesige Nadelhölzer, nun Wiesengründe mit komplizierter Kanalisation und fremdartigen Viehbeständen, dort eine rote Kirche (ganz wie die auf dem Ludwigskirchplatz in Berlin-Wilmersdorf), dann wieder Maisfelder, so hoch aufgeschossen, daß sie mir vorkommen wie ein prähistorischer Schachtelhalmwald, und nun — ganz nahe — einen ungeheuren Walfisch mitten auf dem Lande, offenbar ausgestopft.

Auf dem Rücken dieses Walfisches aber hat man eine hohe Holzwand aufgerichtet und sie bemalt mit eleganten Herrengestalten — Reklame eines Schneiders aus der Hauptstadt. Ich frage meinen Freund (der dort auf einer Farm zu Hause sein muß oder wenigstens in Ferien), was das zu bedeuten habe, wieso dieser Fisch ans Land käme, ob er ausgestopft sei, und wozu ein Schneider hier Reklame aufstelle. Mein Freund lacht

schelmisch: ob ich denn nicht wisse, daß alles, was ich längs der Chaussee betrachtet habe, Reklame sei? und zwar Reklame der Eisenbahn.

All diese wunderbaren Landschaften und Baumgruppen und Einrichtungen, daran wir vorbeifuhren, habe die argentinische Eisenbahnverwaltung, die hier vorläufig noch keine Bahnen, sondern nur Chausseen baue, künstlich herrichten lassen, um dem Reisenden ein Bild von den Qualitäten Argentiniens zu machen. Ließe man nämlich die Straßen durch das Land laufen, wie es von Natur aus ist, so würde sie kein Mensch benutzen.

Während dieser absonderlichen Aufklärung haben wir den Walfisch schon längst im Rücken gelassen, und nun fließt uns zur Rechten ein Fluß mit völlig parallelen Ufern, fast ein Kanal. Auffälligerweise durchqueren diesen Fluß auf einmal dichte, querlaufende Röhren etwa wie Speichen einer Leiter. Ich finde keine Erklärung dafür. Immer dichter werden diese Röhren. Schon will ich den Mund auftun, um meinen Freund wieder nach der Bedeutung zu fragen:

Da strömte rasch und dennoch ganz allmählich Licht in meine Augen, und ich merkte, daß ich auf den Heizkörper der Zentralheizung neben meinem Bett starrte.



ENDE

4. Auflage 1978
Fotomechanischer Nachdruck

Mit freundlicher Genehmigung von Wieland Herzfelde, Peter Grosz
und des George-Grosz-Estate (Princeton, New Jersey)
LVZ-Druckerei „Hermann Duncker", Leipzig III/18/138
Printed in the German Democratic Republic
Lizenznummer 301. 120/31/78
Bestellnummer 611 024 8
DDR 24,– M



